Melbourne House

oder

Die kleine Märtyrerin.

Eine Erzählung

von

Elisabeth Wetherell,

Verfasserin von: „Die weite, weite Welt", „Die Berge des Shatemuc", „Say and Seal", „Der alte Helm" ꝛc.

Deutsch

von

A. Kretzschmar.

Dritter Band.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1865.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Melbourne House

oder

Die kleine Märtyrerin.

Dritter Band.

Erſtes Kapitel.

Die Wolken im Weſten thürmten ſich zu großen ſchwarzen und grauen Bergen auf, und zwar in großartiger Weiſe. Bald war die Sonne hinter der Franſe dieſes ſchwarzen Vorhangs verborgen, und nach und nach wurden die Berge hinter einer Regenwolke verhüllt.

Inzwiſchen ſchienen die Dunſtmaſſen am Himmel ſich zu einem furchtbaren Losbruch anzuſammeln, doch hatte das Gewitter noch nicht begonnen, als Capitain Drummond und Daiſy in ihrem langſam fahrenden kleinen Wagen durch Crum Elbow kamen.

Jetzt aber bemerkte der Capitain entfernte Blitze und hörte ſogar das warnende Grollen des Donners.

Ein neuer Gedanke kam ihm ein, und er fürchtete, ſein munteres Pferd könnte ſich vor dem Blitz ſcheuen.

„Daiſy," ſagte er, „meine arme kleine Daiſy, wir können Melbourne nicht erreichen — wir müſſen anhalten und irgendwo ein Wenig warten. Weißt Du ein Haus, in welches Du lieber als in ein anderes möchteſt? Ich möchte am Liebſten in's Dorf zurückkehren."

„Bitte — halten Sie an!" rief Daiſy; „fahren Sie nicht zurück, Capitain Drummond; es iſt ein Haus hier in der Nähe. Lenken Sie in dieſe Straße ein — rechts hier herum. Es iſt ſehr nahe."

Der Capitain gehorchte, aber zog die Zügel bald darauf, als er das Grollen des näherkommenden Donners hörte, wieder an und ſagte:

„Daiſy, wo iſt es? Ich ſehe ja kein Haus."

„Dort iſt es, Capitain Drummond — das kleine Haus."

„Das!" ſagte der Capitain, aber er hatte nicht mehr Zeit zum Rückzug oder zu weiteren Fragen. Er ſprang aus dem Wagen, ſchlang die Zügel mehrere Male um die Thürpfoſte und führte dann das ſchwere Werk aus, Daiſy aus dem Wagen zu heben.

Er konnte Dies nicht, ohne Daiſy weh zu thun. Sie ward daher auf ſeiner Schulter ohnmächtig, und in dieſem Zuſtande, bleich und ohne Beſinnung trug er ſie in Miſtreß Benoit's Häuschen.

Die alte Frau hatte sie kommen gesehen und kam dem Capitain an der Thür entgegen. Da sie den Stand der Dinge sogleich erkannte, so breitete sie sehr schnell eine reine Decke über ein bequemes Zitz-sopha, welches unter dem Fenster stand, und darauf ward Daisy aus den Armen ihres Freundes gelegt.

Juanita wendete auch flink Wasser und Salze an und fragte dann den Capitain:

„Was ist geschehen, Sir?"

„Der Fuß ist beschädigt," erwiderte der Capitain, indem er denselben aufmerksamer als bisher betrachtete, und rief aus: „O, lieber Himmel, er ist doch nicht gebrochen! Ich fürchte es — der Knöchel — oder verrenkt!"

„Dann weiß der Himmel auch, warum der Fuß gebrochen worden ist," sagte die alte Frau ruhig. „Wollen Sie nicht einen Doctor holen, Sir?"

„Ja, Das muß das Erste sein," sagte Capitain Drummond ernst. „Wo kann ich einen finden?"

„Dr. Sandford — Sie werden wohl die Straße nach Mr. Leonard's Haus wissen?"

„Ja — die Craigs — ich weiß die Straße."

„Dr. Sandford wohnt an der Hälfte des Weges, Sie werden sich gewiß eines großen braunen Hauses inmitten der Cedern erinnern."

Der Capitain marterte sein Gehirn, um sich der

genannten Bäume zu erinnern, und glaubte es zu thun. Er eilte daher fort, kehrte aber zurück, um Daisy erst die Augen aufschlagen zu sehen, denn er fürchtete, daß sie unruhig sein möchte, wenn sie wieder zu sich käme, und er dann nicht bei ihr wäre.

Jetzt leuchtete ein heller Blitz, und ein nahes Rollen des Donners folgte. Juanita blickte auf und sagte:

„Der Herr fürchtet doch den Sturm nicht? Es ist Arbeit hier nöthig," und Juanita berührte den Fuß.

Der Capitain erinnerte sich, daß Daisy selbst ihn in dieses Haus gewiesen hatte, und eilte daher wieder fort.

Die Wolken wurden in jedem Augenblick schwärzer, und in dem dunkler werdenden Tageslicht beugte sich Juanita über Daisy, die eben die Augen aufschlug.

„Kennt die kleine Dame denn Juanita?" fragte Diese.

Daisy seufzte, sah sich im Zimmer um und schien sich dann zu besinnen.

„Ah, hier bin ich!" sagte sie. „Wo ist Capitain Drummond?"

„Der Herr holt den Arzt, der nach dem beschädigten Fuß sehen soll. Wie geht es jetzt?"

„Es thut sehr weh."

Juanita's erſtes Geſchäft war es, Daiſy den Strumpf auszuziehen, was aber nur ging, indem ſie ihn aufſchnitt.

Als der Strumpf herunter war, ſah man ein ſehr beſchädigtes Füßchen.

Juanita deckte es leicht zu und wendete dann ihre Aufmerkſamkeit wieder Daiſy's bleichem Geſicht zu, indem ſie fragte:

„Was kann ich der kleinen Dame geben?"

„Ich bin Daiſy Randolph."

„Was kann ich für Miß Daiſy thun, um ſie etwas zu tröſten?"

„Juanita, ich möchte, Sie beteten wieder für mich."

„Was begehrt Miß Daiſy vom Herrn?"

„Mein Fuß ſchmerzt mich ſehr, und ich möchte gern geduldig ſein. Dann möchte ich dem Herrn auch danken, Juanita."

„Wofür, Miß Daiſy?"

„Weil — ich liebe ihn, und er hat mich ſo glücklich gemacht."

„Geprieſen ſei der Herr!" erſcholl es freudig von Juanita's Lippen, dann kniete ſie nieder und bat ſo innig um Hilfe, und dankte ſo inbrünſtig für die geleiſtete Hilfe, daß Daiſy davon überwältigt wurde

und Thränen vergoß, als das Gebet weiter gesprochen wurde.

Als es beendigt war, ging Juanita ein Wenig im Zimmer hin und her, indem sie gewisse Anordnungen traf, die, wie sie voraussah, nothwendig sein würden. Dann setzte sie sich nieder.

Die ganze Zeit hatte der Sturm gewüthet, das Blitzen und Donnern hörte nicht auf und kam immer näher, die beiden Bewohner des Häuschens aber schienen sich kaum Dessen bewußt zu sein, was außerhalb der Mauern vorging. Allmählich ließ die Wuth des Sturmes ein Wenig nach.

„Ist es der kleinen Dame gut gegangen, seit sie Juanita den Rosenzweig gab?" fragte Juanita.

Diese Frage eröffnete eine neue Unterhaltung. Daisy zögerte ein Wenig mit ihrer Antwort, wenn auch nicht aus Mangel an Vertrauen, denn es lag Etwas in dem Wesen der schönen, alten Frau, was Daisy's Herz vollständig gewonnen hatte.

„Ich weiß es nicht," sagte sie endlich langsam. „Es ist sehr schwer gewesen, recht zu handeln, Juanita."

„Aber hat die kleine Dame das Wort des Herrn gehalten?"

„Ja, Juanita, ich habe es gehalten, aber ich

weiß nicht, ob ich es gethan, hätte ich mich nicht nach Dem gerichtet, was Sie mir sagten."

„Und hat Sie auch Kummer getroffen?"

Juanita sah, daß Dem so gewesen, denn eine Röthe stieg in Daisy's schmalen, bleichen Wangen auf, und ihr Gesicht war eigenthümlich ernst. Auch beantwortete sie die Frage nicht; nur als die Röthe verschwunden, blickte sie sanft auf und sagte:

„Ich habe jetzt keinen Kummer, Juanita."

„Gelobt sei der Herr!" sprach Juanita in ihrem Herzen, und dann sagte sie laut: „Der Herr weiß, wie er uns vom Kummer befreien kann, Miß Daisy."

„Ja," sagte Daisy. „O!" rief sie plötzlich aus und ein neuer Lichtstrahl leuchtete auf ihrem Gesicht — aber dann hielt sie inne.

„Was ist es denn, liebe Miß Daisy?"

„Nichts — ich freue mich nur, daß mein Fuß beschädigt ist."

Auf Juanita's Lippen stieg wieder ein Dankgebet, aber dieses Mal flüsterte sie es nur, indem sie sich wegwendete, um vielleicht eine Thräne im Auge zu verbergen, denn sie verstand mehr von der ganzen Lage der Dinge, als Daisy's wenige Worte vielleicht Anderen offenbart haben würden.

Inzwischen machte Capitain Drummond mit seinem

munteren Pferd eine Fahrt, die Beide wahrscheinlich bewog, dieses Gewitter nie zu vergessen.

Der Capitian erreichte Dr. Sandford's Haus, erfuhr aber, daß der Doctor nicht zu Hause war. Wo er jedoch hingegangen, konnte der Diener nicht sagen.

Das Einzige, was zu thun blieb, war, nach Melbourne zu fahren und Daisy wenigstens den Rath ihrer Eltern zukommen zu lassen.

So fuhr denn der Capitain nach Melbourne, und zwar so schnell, wie es das Temperament seines Pferdes zuließ.

Im Salon waren wie gewöhnlich Lichter angezündet und viel gesprächige Gäste darin.

„Hollah," rief Gary Macfarlane, als der Capitain eintrat, „hier ist er. Wir hatten Dich aufgegeben, Drummond, denn wir dachten, Du wärst zur Fossilie geworden, und hatten keine Idee, daß Du Dich eher als in abermals tausend Jahren wieder sehen ließest. Ich hätte auch nicht gewußt, wo ich Dich nach diesem Gewitter hätte suchen sollen, ob unter dem Wasser, oder in den Feuerbergen. Ich freue mich, Dich zu sehen! Ich will Dich Dr. Sandford vorstellen."

„Es freut mich, Sie zu sehen, Sir," sagte der Capitain unwillkürlich, als er Dr. Sandford begrüßte.

„Du hast doch Daisy nicht irgendwo als versteinerte Lilie zurückgelassen?" fuhr Macfarlane fort.

„Ja wohl," sagte der Capitain und wendete sich dann an Dr. Sandford mit den Worten: „Dr. Sandfort, ich sehe mich genöthigt, Sie zu bitten, sich zu einer Fahrt mit mir zurecht zu machen. Mr. Randolph, ich habe Daisy zurückgelassen. Ihr Fuß ist beschädigt — durch das von mir verschuldete Herabrollen eines Steines — und das Gewitter verhinderte sie, nach Hause zu kommen. Ich habe sie in einem Hause bei Crum Elbow zurückgelassen. Ich bin im Begriff, Dr. Sandford mitzunehmen, damit er sehe, was mit dem Fuße ist."

Mr. Randolph befahl seinen Wagen und erzählte dann die Sache seiner Gattin.

„Stürmt es noch?" fragte sie.

„Donner und Blitz hören allmählich auf, aber es regnet sehr."

Die Dame schritt aus dem Zimmer, um sich fertig zu machen, und in wenigen Minuten saß sie mit ihrem Gatten, Capitain Drummond und dem Doctor in dem Wagen, der nach Mistreß Benoit's Hause fuhr.

Capitain Drummond erzählte, wie sich der Unfall ereignet, und dann schwieg er, wie auch die Uebrigen, bis der Wagen anhielt.

Mistreß Benoit's Häuschen sah seltsam aus, als alle diese vornehmen Leute hineinkamen, aber die Herrin des Hauses blieb sich vollkommen gleich und

empfing die vornehmen Leute in einer eben so einfachen Weise, wie sie Daisy empfangen.

Die kleine Daisy selbst lag gerade noch da, wo sie der Capitain hingelegt hatte, aber blickte mit neugierigem Ausdruck auf die Anderen, die mit ihm hereinkamen. Ihre Eltern schritten nach dem Kopfende des Lagers, während Juanita und der Capitain am anderen Ende desselben standen. Der Doctor hielt sich in einiger Entfernung.

„Hast Du Schmerzen, Daisy?“ fragte Mr. Randolph.

Daisy blickte ihn an und sagte:

„Papa, ja!“

Sie hatte ruhig angefangen, aber das letzte Wort wurde mit ziemlich unruhigem Ausdruck gesprochen, und die Muskeln um ihre Lippen zitterten.

Mr. Randolph bückte sich und drückte die seinigen darauf.

„Ich habe Dr. Sandford mitgebracht, daß er nach Deinem Fuße sieht, Daisy,“ sagte er. „Er will sehen, was damit ist.“

„Wird er mir weh thun, Papa?“ fragte das Kind besorgt.

„Ich denke nicht, wenigstens nicht mehr, als nöthig ist.“

„Aber es thut weh, wenn mich Jemand berührt, Papa.“

„Berühren muß er Deinen Fuß, Daisy. Kannst Du es nicht muthig aushalten?“

„Warte, Papa!“

Wieder bedeckte das Kind mit beiden Händen sein Gesicht und war still. Mr. Randolph konnte sich nicht denken, warum, obgleich er Daisy den Willen that und wartete.

Der Capitain aber wußte es, denn er hatte Daisy diesen Tag genauer kennen gelernt und sah allerdings sehr ernst aus.

Die schwarze Frau wußte es auch, denn als Daisy die Hände vom Gesicht nahm, sprach sie ein tiefes sanftes „Amen!“ was Niemand als ein einziges kleines Herz verstand.

„Papa,“ sagte sie, „ich bin bereit. Der Doctor kann jetzt nachsehen.“

Juanita nahm die Decke von dem Fuße, und der Doctor trat vor. Daisy's Augen ruhten auf ihm, und sie sah mit Vergnügen ein bemerkenswerth schönes und freundliches Gesicht.

Mistreß Randolph sah den Fuß und that einen unverständlichen Ausruf. Dies waren die ersten Worte, die sie sprach.

Alle Anderen waren still, während der Doctor

den beſchädigten Knöchel und Fuß unterſuchte, aber er that Dies behutſam und in einer Weiſe, die Daiſy ſehr wenig Schmerz verſuchte.

Dann ging er weg und winkte Juanita, um ſie zu Rathe zu ziehen, worauf dieſe verſchwand, und Dr. Sandford ging hin zu Mr. Randolph, indem er leiſe mit dieſem ſprach.

Darauf wendete ſich Mr. Randolph wieder zu Daiſy.

„Was iſt denn, Papa?“ fragte das Kind.

„Daiſy, Dr. Sandford muß, um Deinen Fuß zu heilen, Etwas thun, was Dir ein Wenig Schmerz machen wird. Willſt Du verſuchen, es zu ertragen? Es wird nicht lange dauern.“

„Was iſt mit meinem Fuße geſchehen, Papa?“

„Etwas, was der Doctor in wenig Minuten gut machen kann, wenn Du es verſuchen und ein Wenig Schmerz ertragen willſt.“

Ein Wenig Schmerz! Daiſy litt ſchon die ganze Zeit ſo ſehr! Wieder zitterte ihre Lippe.

„Muß er mich angreifen, Papa?“

„Ja, er muß Dich angreifen.“

Daiſy hielt wieder einen Augenblick die Hände vor das Geſicht und dann lag ſie ganz ſtill und ruhig.

Mr. Randolph blieb auf ſeinem Poſten und verwendete kaum ein Auge von der Kleinen, während

Miſtreß Randolph ſich am Kopfende von Daiſy's Lager, wo ſie geſtanden und wo ihre kleine Tochter ſie nicht ſehen konnte, niederſetzte.

Die ganze Geſellſchaft verhielt ſich ſchweigend.

Endlich war der Doctor bereit und behandelte den Fuß, von Juanita bedient, während Mr. Randolph Daiſy's Hand in die ſeinige nahm. Mit der anderen bedeckte Daiſy das Geſicht und lag ſo vollkommen ſtill, während der Doctor den gebrochenen Knöchel einrichtete.

Da der ganze Fuß übrigens ſehr beſchädigt war, ſo machte die Behandlung nothwendig ſehr viel Schmerzen, mehr, als das bloße Einrichten des gebrochenen Knochens verurſacht haben würde.

Mr. Randolph konnte dann und wann fühlen, wie Daiſy krampfhaft ſeine Hand umfaßte, aber ſonſt gab ſie keine andere Andeutung von Dem, was ſie litt.

Als aber Dr. Sandford den Fuß verbunden und ſeine Arbeit beendet hatte, gab eine andere Perſon eine Andeutung von Dem, was ſie empfand.

Dieſe Andeutung lag nämlich in Juanita's inbrünſtigem: „Dem Herrn ſei gedankt!“

Der Doctor ſah ſie mit einem leichten, neugierigen Lächeln an, und der Capitain würde „Amen“ geſagt haben, wäre das Wort ſeinem Munde nicht ſo ungewohnt geweſen.

Mistreß Randolph erhob sich darauf und fragte den Doctor, wie man Daisy am Besten fortschaffen könnte.

„Sie darf nicht fortgeschafft werden," sagte der Doctor.

„Nicht heute Abend?"

„Nein, Mistreß Randolph, auch morgen und viele Tage nicht."

„Muß sie hier bleiben?"

„Wenn sie in dem Wetter draußen wäre, so würde ich sie fortschaffen," sagte der Doctor; „wenn sie aber auch nur in einer Scheune läge, die den Regen abhielte, so würde ich es nicht thun."

„Was würde Das denn schaden?"

Der Doctor konnte es nicht auf sich nehmen, Das zu sagen.

„Aber ich kann ja hier eben so wenig bei ihr bleiben, als sonst Jemand von den hier Anwesenden," sagte Mistreß Randolph.

„Juanita wird sie pflegen," sagte der Doctor. „Juanita ist so viel werth, wie eine ganze Armee von Pflegerinnen, und Miß Daisy kann nicht besser abgewartet werden, als wie es hier der Fall sein wird."

„Wollen Sie dieses Amt übernehmen?" fragte Mistreß Randolph, indem sie sich umdrehte, um Daisy's Wirthin anzusehen.

„Der Herr hat mir diese Aufgabe zugetheilt, und ich thue gern die Arbeit des Herrn," antwortete Juanita.

Sie hätte keine bessere Antwort geben können, wenn sie zunächst die Aufgabe gehabt hätte, Mistreß Randolph aus dem Hause zu treiben, denn die Dame wartete nur noch, bis der Doctor mit den Verhaltungsregeln fertig war, die er der schwarzen Frau ertheilte.

„Ich sehe nicht ein," sagte sie dann zu ihrem Gatten, „daß Etwas durch mein Hierbleiben gewonnen werden kann, und wenn wir gehen sollen, so ist es am Besten, wenn wir es bald thun, damit Daisy ruhen kann. Dr. Sandford sagt, Ruhe sei am Besten für sie."

„Capitain Drummond wird Dich nach Hause bringen," sagte ihr Gatte. „Ich werde hier bleiben."

„Du kannst ja aber in dieser elenden Barracke Nichts thun."

„Wenn die Kleine es nicht selbst wünscht, so dient Ihr Hierbleiben über Nacht zu Nichts," sagte der Doctor. „Ruhe wird ihr am Besten sein und, wenn sie kann, auch Schlaf. Wenn Ihre Gegenwart nicht dazu hülfe, so würde dieselbe mehr schaden, als nützen."

„Was sagst Du denn, Daisy?" fragte ihr Vater, indem er sich zärtlich über sie beugte; „soll ich gehen, oder bleiben? Was willst Du?"

„Papa, es würde hier nicht bequem für Dich sein. Ich fürchte mich nicht."

„Willst Du, daß ich gehe?" fragte ihr Vater, indem er sich mit dem Gesicht dicht über sie beugte.

Daisy schlang beide Arme um seinen Hals, küßte ihn und hielt ihn fest, während sie flüsterte:

„Nein, Papa, aber vielleicht wäre es besser für Dich. Es ist kein Platz für Dich hier, und ich fürchte mich nicht."

Er küßte sie schweigend zu wiederholten Malen und stand dann auf, um nach dem Gewitter zu sehen. Es hatte aufgehört, und der Mond kämpfte sich durch große Wolkenmassen, die am Himmel dahinjagten.

Mistreß Randolph machte sich fertig zum Fortgehen. Sie setzte ihre Kapuze auf, die sie abgeworfen, und band den Shawl um, den Juanita ihr umgab. Der Doctor wartete, um ihr in den Wagen zu helfen.

Der Capitain beobachtete Daisy, die ihr Auge nachdenklich auf ihre Mutter heftete, und wunderte sich bei längerer Beobachtung im Stillen über den sehr ernsten, sanften Ausdruck. Für Mistreß Randolph empfand er jetzt sehr wenig Zuneigung.

Der Wagen war bereit, und die Dame drehte sich herum, um dem Kinde einen Scheideblick zuzuwerfen. Es war ein kalter Blick, aber Daisy's sanftes Auge veränderte sich nicht.

„Mama," flüsterte sie, „willst Du mich nicht küssen?"

Mistreß Randolph bückte sich augenblicklich und gab den Kuß, denn sie konnte diese Bitte nicht verweigern und erfüllte sie daher. Aber gleich darauf ergriff sie Dr. Sandford's Arm und ging zu dem Hause hinaus.

Der Capitain beugte sich ehrerbietig über Daisy's kleine Hand und folgte Mistreß Randolph.

Auf der Fahrt war man sehr still, bis Dr. Sandford an seinem Hause abstieg.

Sobald als der Wagen wieder umlenkte, brach Mistreß Randolph in die Worte aus:

„Wie lange sagte er, daß Daisy in dem Hause der Frau bleiben müßte?"

„Er sagte, daß sie unter mehrern Wochen nicht fortgeschafft werden dürfte," erwiderte Mr. Randolph.

„Sie könnte eben so gut immer dort bleiben," sagte Mistreß Randolph, „wenn man die Wirkung bedenkt, die der Aufenhalt dort auf sie hervorbringen wird. Es wird ein Jahr nöthig sein, um Daisy wieder dahin zu bringen, wo sie war! Ich wünschte, daß die Fanatiker ihre Bemühungen nur auf die Kinder beschränkten, die weiter Niemanden haben, der sich um sie kümmert."

„Welche Art Fanatismus ist denn hier thätig gewesen, Mistreß Randolph?" fragte der Capitain.

„Die gewöhnliche Art natürlich, religiöser Fanatismus. Er scheint ansteckend zu sein."

„Dann bin ich heute in gefährlichen Lagen gewesen," sagte der Capitain. „Ich fürchte, ich bin davon auch angesteckt worden. Es ist mir zu Muthe, als ob mit mir nicht Alles in Ordnung wäre."

„Sie werden dabei nicht gewinnen," sagte Mistreß Randolph trocken.

„Wie hat der Fanatismus auf Daisy gewirkt?"

„Er hat das Kind so verändert, daß ich es nicht wieder kenne. Daisy hat sonst nie auf ihrem Willen bestanden, aber jetzt ist es so schwer wie nur möglich, mit ihr auszukommen. Sie ist die personificirte Hartnäckigkeit."

„Vielleicht befolgt sie bei alledem nur gewisse Befehle," sagte der Capitain mit verwegener Kaltblütigkeit. „Die Pflicht macht einen Soldaten bisweilen schrecklich hartnäckig. Sie müssen mich entschuldigen, aber Sie sehen, daß ich nicht umhin kann, militairische Eigenschaften zu schätzen."

„Wollen Sie so gut sein und sagen, was Sie damit meinen?" fragte die Dame mit ziemlichem Mißfallen in ihrem Wesen.

„Ich glaube, daß Daisy ihre Befehle von einer

höheren Macht empfängt, als wir sind. Ich habe heute eine Art Gehorsam und soldatische Folgsamkeit gesehen, die jedes Feld gewinnen und, wenn es sein müßte, auch darauf sterben würde!" fügte der Capitain nachdenkend hinzu. „Dies ist die Eigenschaft, welche zu Avancement verhilft."

„Wie ist das Alles heute geschehen?" fragte Mr. Randolph. „Ich habe nur sehr wenig darüber gehört."

Als Antwort hierauf erzählte Capitain Drummond alle Einzelheiten von der Erfahrung dieses Tages, indem er jeden Punkt und jede Einzelheit wiedergab, denn er wünschte, daß Daisy's Eltern erführen, mit was für einem Gemüthe sie es zu thun hätten. Er erzählte die ganze Geschichte, und es unterbrach ihn Niemand.

„Es ist ganz gut," sagte der Capitain gedankenvoll, als er schloß, „es ist ganz gut, demüthig niederzuknieen und dem Prediger nachzusprechen: ‚Herr sei uns gnädig und schreibe alle diese Gebote in unsere Herzen!' Ich habe Das selbst gethan, aber es giebt Einem ein vollständig anderes Gefühl, wenn man Jemanden sieht, in dessen Herzen diese Gebote geschrieben stehen."

„Es bleibt Ihnen nur Eins übrig, Capitain Drummond," sagte Mistreß Randolph verächtlich, „näm-

lich, die Armee zu verlaſſen und ſich als Geiſtlichen einkleiden zu laſſen."

„Ich fürchte, daß, wenn ich Dies thäte, Sie nie wünſchen würden, mich an Mr. Pyne's kleiner Kirche hier drüben angeſtellt zu ſehen," antwortete der Capitain, indem er der Dame an ihrem Hauſe ausſteigen half.

„Aber nicht eher, als bis Daiſy ſicher verheirathet iſt," ſagte Miſtreß Randolph lachend.

Zweites Kapitel.

Bis das Rollen der Wagenräder in der Ferne erstarb, stand Juanita an der Thür und sah dem Wagen nach, obgleich die Bäume und die Dunkelheit sie verhinderten, mehr als einige Schritt weit zu sehen.

Als das Rauschen des Windes in den Zweigen, außer dem Niederfallen der Regentropfen von den Blättern, das Einzige war, was man noch hören konnte, schloß Juanita die Thür und kam zu Daisy.

Das Kind lag still mit geschlossenen Augen da, und das Gesichtchen sah sehr bleich und schmal aus. Unter jedem Augenlid schimmerte eine Thräne, die sich so weit vorgedrängt hatte, daß man sie sehen konnte.

Juanita sagte jetzt kein Wort, sie schäfterte herum

und machte sich Etwas zu thun, obschon ohne das mindeste Geräusch, denn dazu war sie eine zu gute Krankenpflegerin.

Es gab Mehreres, was von ihr besorgt werden mußte. Erstens mußte sie zu Füßen von Daisy's Lager einen Schirm anbringen, denn die kleine Patientin lag nur wenige Fuß von der Thür entfernt, und Jeder, der zu derselben hereinkam, konnte hinsehen, wo es ihm beliebte, und Daisy konnte so durchaus nicht für sich sein.

Das ging aber nicht, und Juanita strengte ihren Verstand an, um diesem Uebelstand abzuhelfen.

Ihr kleines Haus war niemals für mehr als eine Person berechnet gewesen. Es war jedoch noch ein Zimmer darin, worin Mistreß Benoit's Bett stand, so daß Daisy dieses äußere Zimmer für sich ganz allein benutzen und bewohnen konnte.

Juanita verrichtete ihre Arbeit zu geräuschlos, als daß selbst diese geschlossenen Augenlider veranlaßt worden wären, sich zu öffnen. Sie holte einen ziemlich großen Kleiderrechen irgend woher — aus einem Schuppen oder Seitengebäude, und setzte ihn zu Füßen des Lagers, indem sie einen alten, großen, grünen, wollendamastenen Vorhang darüber hing. Wo der Vorhang herkam, Dies wußte eine von Mistreß Benoit's großen verschlossenen Kisten, deren mehrere in

dem inneren Stübchen ſtanden, und in denen noch mehr Schätze, als ein grüner, wollendamaſtener Vorhang verwahrt wurden.

Der Vorhang war zu lang für den Kleiderrechen und lag deßhalb theilweiſe auf dem Fußboden. Juanita holte Schrauben und Schnuren, befeſtigte eine Schraube in der Wand, eine zweite an der Decke, und ſo gelang es ihr endlich, den Vorhang nett auf die Schnuren und den Kleiderrechen ſo zu ſpannen, wie ſie es haben wollte.

Dies war fertig und Daiſy's Lager nun völlig vor den Blicken Derer geſchützt, die zur Thür hereinſchauten, aber Nichts weiter zu ſehen brauchten.

Als Alles fertig war und Juanita Schnuren und Schrauben weggethan hatte, ging ſie zu Daiſy, die jetzt die Augen aufgeſchlagen hatte.

„Das iſt nett," ſagte Daiſy, als ſie den Vorhang ſah.

„Er wird Sie von Allem abſchließen, meine kleine Dame. Was möchten Sie denn haben?"

„Nichts — ich bin nur durſtig," ſagte Daiſy. Juanita ging an den Brunnen, um kaltes Waſſer zu holen, und that einen Löffel Johannisbeergelée hinein. Daiſy's kleine, trockenen Lippen wurden dadurch ſehr angenehm erfriſcht.

„Was wollen Sie nun haben, liebe Miß Daiſy?"

„Ich weiß nicht," ſagte Daiſy — „mein Fuß thut mir ſehr weh, ebenſo wie mein ganzes Bein. Ich denke — Juanita — ich möchte, daß Sie mir vorläſen."

Juanita betrachtete Daiſy ſorgfältig, fühlte ihre Hände an und holte endlich das Buch.

„Zieht es Ihnen zu ſehr von dem Fenſter dort?"

„Nein, es iſt ganz hübſch ſo," ſagte Daiſy. „Ich kann die Sterne ſo ſchön ſehen, und die Wolken, die am Himmel dahinjagen. Sie kommen immer zwiſchen mich und die Sterne — und dann ſcheinen die Sterne immer wieder ſo hell hervor. Sie ſcheinen gerade über mir zu ſtehen. Bitte, leſen Sie, Juanita."

Miſtreß Benoit überlegte nicht, ob es bei Daiſy viel ausmachte, was ſie läſe, und nahm daher das Kapitel, welches ſie zuerſt fand, als ſie das neue Teſtament durchblätterte. Es war das achte Kapitel des Evangeliſten Marcus.

Juanita las ſehr angenehm, nicht wie eine gewöhnliche Perſon, und mit einem leichten franzöſiſchen Accent. Ihre Stimme war immer ſanft, und die Worte klangen immer, als ob ſie dieſelben gern ſpräche.

Daiſy hörte ſie gern leſen und unterbrach das lange Kapitel nicht durch eine einzige Bemerkung.

Als Mistreß Benoit aber am Ende inne hielt, sagte Daisy:

„Wie kann sich Jemand Seiner schämen, Juanita?"

Der letzte Vers des Kapitels enthielt nämlich die Worte:

‚Wer sich aber meiner und meiner Worte schämt unter diesem ehebrecherischen und sündigen Geschlecht, Deß wird sich auch des Menschen Sohn schämen, wenn er kommen wird in der Herrlichkeit seines Vaters mit den heiligen Engeln.'

„Wie kann sich denn Jemand Seiner schämen, Juanita?" fragte Daisy nochmals.

„Wenn er nicht die Herrlichkeit des Herrn sieht."

„Wir sehen sie ja auch noch nicht."

„Sie werden sie sehen, liebes Kind. Ich habe sie gesehen. Dieses kleine Haus ist bisweilen von Herrlichkeit erfüllt, wenn Jesus hier ist."

„Das kommt daher, Juanita, weil Sie ihn lieben."

„Gepriesen sei der Herr!" sprach Juanita. „Er zeigt seine Herrlichkeit seinem Volke, noch ehe er mit seinen heiligen Engeln kommt."

„Ich begreife nicht, wie Jemand sich Seiner schämen kann," wiederholte Daisy, indem sie die Worte

ausſprach, als ob dieſelben eine einfache Unmöglichkeit enthielten.

„Sie kennen die große Welt noch nicht. Es giebt Wege, die der Herr kennt, und welche die Menſchen nicht kennen.“

„Was meinen Sie, Juanita?“

„Sie werden es erfahren,“ ſagte die ſchwarze Frau, indem ſie die Arme über einander legte. „Wenn alle Welt einen Weg geht, dann wollen die Menſchen nicht einen anderen Weg gehen und ſich deßhalb anſehen laſſen. Dann aber ſchämen ſie ſich der Worte Chriſti und ſind blos bedacht, nicht darauf angeſehen zu werden.“

Eine Röthe verbreitete ſich über Daiſy's Geſicht — und Thränen ſchimmerten in ihren Augen.

„Ich wollte mich neulich Abends auch nicht von den Leuten anſehen laſſen!“ ſagte ſie im Tone der Selbſtanklage.

„Wendeten Sie ſich deßhalb von Ihm, und gingen Sie mit der Welt?“

„Nein, Das habe ich nicht gethan.“

„Dann wird ſich Jeſus auch nicht von Ihnen wenden,“ ſagte Juanita.

„Aber ich hätte mich nicht ſolchen Gefühlen hingeben ſollen, Juanita.“

„Vielleicht nicht, aber Sie ſind ja noch ein Kind.

Der gute Herr wird Ihnen Standhaftigkeit verleihen und Sie vor dem Uebel bewahren. Jetzt dürfen Sie aber nicht mehr sprechen, sondern müssen dem Herrn vertrauen und zu schlafen versuchen."

„Ich kann nicht schlafen, Juanita — mein Fuß thut so weh."

„Es wird besser werden. Haben Sie wieder Durst?"

„Ja, ich bin sehr durstig! Ich wollte, ich hätte einige Orangen."

„Die würden allerdings gut sein," sagte Juanita, die noch ein Glas Wasser mit Gelée für Daisy brachte. Dann setzte sie sich nieder und sang leise. Es waren französische und englische Hymnen, die sie sanft und leise sang, und die durch ihre einfachen und bisweilen seltsamen Melodieen eine beschwichtigende Wirkung auf den Zuhörer äußerten.

Dies geschah auch mit Daisy, die, durch den langen Prüfungstag ermüdet und erschöpft, sehr bald im Schlummer ihre Schmerzen vergaß. Ihre Augenlider schlossen sich, und Juanita fand bei ihrer verstohlenen Untersuchung, daß das ruhige, sanfte Athemholen einen festen Schlaf bewies.

Juanita hörte auf mit Singen und eine Zeitlang konnte man in dem Häuschen nur das leise Rauschen des Windes, der die Gewitterwolken vertrieben, oder

das Fallen einiger Regentropfen hören, die von den Bäumen geschüttelt wurden.

Daisy holte so leise Athem, daß man es kaum hören konnte, und Juanita hielt fast den ihrigen an, damit Daisy's Ruhe nicht zu früh gestört werden sollte. Aber der Schmerz des beschädigten Knöchels und Fußes gestattete keinen langen Schlaf, so daß Daisy mit einem Seufzer erwachte.

„Sind Sie hier, Juanita?" fragte sie.

„Ja, ich bin hier."

„Welche Zeit ist es denn?"

Juanita zog den Vorhang von dem Fenster neben Daisy's Lager weg, so daß das Mondlicht hereinscheinen und die kleine Uhr beleuchten konnte. Es war Mitternacht.

„Dann wird es noch lange dauern, ehe der Morgen da ist, nicht wahr?" fragte Daisy.

„Wünschen Sie den Morgen herbei?"

„Mein Fuß macht mir schreckliche Schmerzen, Juanita — der Schmerz zuckt und springt förmlich in meinem ganzen Bein herauf. Könnten Sie nicht Etwas dagegen thun?"

„Meine liebe Daisy, es wird nach und nach schon besser werden — es giebt jetzt keine andere Hilfe dafür, wenn der Herr nicht Schlaf schickt. Ich kann

mir wohl denken, daß Sie viel Schmerzen haben, aber wissen Sie nicht mehr, wer den Schmerz sendet?"

Daisy antwortete auf diese Frage mit ihrem sonderbaren Lächeln, welches jedoch der schwarzen Frau nicht seltsam erschien. Sie kannte und verstand es, und hatte dergleichen schon gesehen; aber wie seltsam würde Jedem, der ein solches Lächeln noch nicht gesehen, die Lieblichkeit erschienen sein, die sich in Daisy's Zügen verbreitete und auf ihrer Stirn wie auf ihren Lippen glänzte! Es war nicht geduldige Unterwerfung, sondern das Licht freudiger Zuneigung, welches Daisy's kleines, bleiches Gesicht verklärte.

„Nicht wahr, es ist nicht schwer, mit dem Gedanken an Jesum Etwas zu ertragen?" sagte Juanita mit befriedigter Miene. „Der Herr ist jetzt hier — gelobt sei sein Name!"

„Juanita — ich bin heute sehr glücklich gewesen," sagte Daisy.

„Nun, wie ist Das zugegangen?"

„Weil ich erkannte, daß Jesus über mir wacht. Er schien mir immer so nahe zu sein! Sogar auf der ganzen schrecklichen Fahrt."

„Der Herr ist gut!" sagte Juanita mit Innigkeit. „Aber Sie dürfen jetzt nicht mehr reden."

Juanita fing wieder an zu singen, und zwar eins

ihrer einfachen, beſchwichtigenden Lieder, die ihren Eindruck auf den Zuhörer faſt nie verfehlten.

„O, Das iſt ſchön, Juanita!“ rief Daiſy. „Still, Juanita! Iſt es nicht zu ſpät, als daß noch Jemand draußen reiten könnte?“

„Wer reitet denn draußen, Miß Daiſy?“

„Ich weiß es nicht, aber ich höre Hufſchläge. Hören Sie es nicht? — Da!“

„Es iſt vielleicht irgend ein junger Herr, der von einem Gaſtmahl nach Hauſe reitet.“

„Bitte, ziehen Sie den Vorhang nicht zu, Juanita. Es gefällt mir ſo, denn ich kann dann hinausſehen. Der Mondſchein iſt ſo hübſch. Es reitet alſo Jemand ſo ſpät von einem Gaſtmahl nach Hauſe.“

„Das geſchieht oft, Miß Daiſy. Ich fürchte, daß der Mondſchein Sie nicht ſchlafen laſſen wird.“

„Ich kann ja ohnehin nicht ſchlafen. Es iſt ſo hübſch, hinauszuſehen. Juanita, die Hufſchläge hören gerade vor der Thür auf.“

Juanita ging an die Thür und ſah, daß Daiſy wahr geſprochen. An dem kleinen Pförtchen unten war Jemand abgeſtiegen und band das Pferd an den Zaun.

Dann ſchritt eine Geſtalt im Mondſchein den Weg herauf.

„Juanita!“ rief Daiſy mit erfreutem Ton, ob-

gleich sie die Gestalt von ihrem Lager aus nicht sehen konnte, „es ist Papa!“

„Schläft sie?“ sagte Mr. Randolph's Stimme im nächsten Augenblicke sanft.

„Nein, Sir. Sie weiß, daß Sie es sind, Sir. Wollen Sie hineingehen?“

Mr. Randolph ging leisen Trittes hinein und blieb neben dem Lager stehen.

„Daisy — meine arme, kleine Daisy!“ sagte er.

„Papa! — —“

Dieses eine Wort drückte so viel Liebe und Freude aus. Daisy fügte Nichts hinzu. Sie schlang die Arme um den Hals ihres Vaters, als er seine Lippen auf ihr Gesicht neigte, hielt ihn fest und erwiderte seine Küsse.

„Kannst Du nicht schlafen?“ fragte er sehr zärtlich.

„Ich habe geschlafen, Papa.“

„Ich habe Dich doch nicht aufgeweckt?“

„Nein, Papa. Ich war wach und freute mich des Mondscheins.“

„Der Schmerz ließ Dich wohl nicht schlafen, mein armer Liebling?“

Diese Theilnahme ergriff sie etwas allzusehr, Thränen schossen in ihre Augen, aber sie sagte äußerst sanft und liebevoll:

„Es thut Nichts, Papa. Es wird ſchon nach und nach beſſer werden. Ich bin ſehr glücklich.“

Eine unwillige Frage in Bezug auf das Glück, welches ſo grauſam erſchüttert worden, ſchwebte Mr. Randolph auf der Zunge. Er beſann ſich, daß Daiſy nicht aufgeregt werden dürfte, aber nichtsdeſtoweniger wunderte er ſich im Stillen, denn in Daiſy's Augen ſtanden Thränen. Er wußte, daß ſie die Stirn vor Schmerz zuſammenzog, und daß das arme kleine, dünne Geſicht ſo weiß wie ein Blatt Papier ausſah. Was meinte ſie denn, wenn ſie von „glücklich ſein“ ſprach?

„Daiſy, ich habe Dir einige Orangen mitgebracht,“ ſagte er.

„Ich danke Dir, Papa. Darf ich jetzt eine eſſen?“

Schweigend und faſt ernſt ſtand Mr. Randolph da und ſchälte die Orange mit einem Fruchtmeſſer — denn er hatte nicht vergeſſen, auch dieſes mitzubringen — und reichte ſie Daiſy, Stückchen um Stückchen.

Es war Daiſy angenehm und neu, daß ihr Vater ſie ſo bediente, denn gewöhnlich hatten Andere Dies gethan, wenn es nöthig war. Mr. Randolph that es auf ſehr nette Weiſe, während ſeine Gedanken arbeiteten.

„Was willst Du heute Abend thun, Papa?“ fragte Daisy, als die Orange gegessen war, und er bei ihr stehen blieb, indem er sie ansah.

„Bei Dir hier bleiben.“

„Aber, Papa, wie kannst Du denn hier schlafen?“

„Ich brauche ja nicht durchaus zu schlafen. Ich will mich hier an der Thür auf einen Stuhl setzen, so daß ich gleich da bin, wenn Du Etwas brauchst.“

„O, ich brauche Nichts, Papa, ausgenommen Das, was Juanita mir geben kann.“

Er stand still da und beobachtete sie. Daisy sah ihn mit liebevollem Gesicht an, welches immer den Ausdruck der Klugheit und jetzt auch den der ernsten Ueberlegung hatte.

„Papa, ich fürchte, daß Du es nicht bequem haben wirst.“

„Kann denn Das weiter Niemand ertragen, als Du?“ sagte Mr. Randolph, indem er sich bückte, um sie zu küssen.

„Ich bin sehr glücklich, Papa,“ sagte Daisy sanft, während eine leichte Spannung ihrer Stirn den stechenden Schmerz des verwundeten Gliedes verrieth.

„Wenn Mr. Randolph so gut sein wollte —“ sagte Juanita, „der Doctor hat Ruhe anempfohlen.“

Bei diesen Worten ging Mr. Randolph weg, als ob er Das sehr wohl wüßte und sich nur ver-

gessen hätte. Er nahm einen Stuhl, setzte diesen an die offene Thür, indem er die Thürpfoste zum Ruhepunkt für seinen Kopf benutzte, und dann war es still im Hause.

Der Wind wehte leiser, die Sterne funkelten, die Luft war nach dem Gewitter weich, und das Mondlicht ließ die ganze Außenwelt in einem glänzenden Schimmer von Licht und Schatten erscheinen. Dann und wann zirpte ein Grashüpfer, oder ein Vögelchen zwitscherte einige Töne, wenn es im Schlafe gestört wurde, und dann seufzte Daisy leise.

Mit geräuschlosen Schritten stahl sich Juanita an Daisy's Lager. Diese weinte; ihre Thränen strömten herab und machten einen großen, nassen Flecken auf dem Kissen.

„Hat meine liebe Daisy Schmerzen?" flüsterte Juanita.

„Es ist Nichts, ich kann nicht dafür," sagte Daisy.

„Wo ist es denn? — in dem Fuße?"

„Ich glaube, es ist überall, in meinem Kopfe und überall. Still, Juanita, es thut Nichts."

Mistreß Benoit versuchte indessen die beruhigende Wirkung eines langen, leisen Streichelns von Daisy's Kopf. Dies that sie so lange, bis Daisy sagte, daß

sie es nicht länger aushalten könnte. Sie war unruhig.

„Wollen Sie ein Lied hören?"

„Es wird Papa aufwecken."

Mistreß Benoit aber fragte danach nicht, sie sorgte nur für ihre kleine Pflegebefohlene. Sie fing sogleich an, eins der Lieder zu singen, die sie immer auf den Lippen hatte, und welche Daisy wunderbar besänftigten. Juanita war zwar alt, aber ihre Stimme war noch lieblich und klar, und sie sang mit ruhigem Gemüthe.

Mr. Randolph erhob den Kopf, mit dem er sich an die Thürpfoste gelehnt, und drehte ihn herum, den Gesang zu hören, wenn auch mit einem Blicke abnehmender Geduld. Der Bettschirm mit dem grünen Vorhang stand zwischen Mr. Randolph und dem Lager Daisy's, und so beleidigte sein Blick Niemanden.

Als Juanita immer weiter sang, rückte Mr. Randolph unharmonisch mit seinem Stuhle auf dem Fußboden, als ob er sich bewegte, aber Juanita sang weiter, ohne es zu beachten. Da stand Mr. Randolph auf und ging hin zu Juanita.

„Meine gute Frau," sagte er mit gedämpfter Stimme, „Das ist eine seltsame Art, einen Patienten einzuschläfern."

„Sehen Sie ein Mal," sagte die Schwarze sanft,

und als Mr. Randolph auf Daisy blickte, bemerkte er, daß sie die Augen geschlossen, und daß die zusammengezogene Stirn sich im Schlaf geglättet. Das tiefe Athemholen bezeugte, wie nothwendig Schwäche und Müdigkeit den Schlaf gemacht hatten.

Mr. Randolph stand still da, Juanita zog leise den Vorhang zu, um Daisy vor dem Mondschein zu schützen, und begab sich dann geräuschlos fast so weit, daß man sie nicht sehen konnte, auf einen niedrigen Sitz in einer Ecke. Mr. Randolph verfügte sich wieder an seinen Platz an der Thür, und ob er nun schlief oder nicht, so vergingen doch die Stunden der Nacht sehr ruhig.

Der leichte Wind hörte allmählich auf, zu wehen, Mond und Sterne beleuchteten beharrlich die Erde, Daisy schlief, und ihre beiden Hüter waren still.

Nach und nach dämmerte ein anderes Licht am östlichen Horizont empor, und die Sterne erblichen. Der Morgen brach an.

Die Vögel zwitscherten schon in den Zweigen, ehe Daisy aufwachte. Bei der ersten Bewegung, die sie machte, eilten ihr Vater und Mistreß Benoit augenblicklich zu ihr. Mr. Randolph beugte sich über sie und fragte zärtlich, wie sie sich befände.

„Es ist mir sehr heiß, Papa."

„Es muß Jedermann heute sehr heiß sein," sagte

Mr. Randolph. „Der Wind hat aufgehört zu wehen, und der Morgen iſt ſchwül.“

„Papa, biſt Du die ganze Nacht wach geblieben?“

Er bückte ſich und küßte ſie.

„Du mußt nach Hauſe gehen, Etwas frühſtücken und Dich niederlegen,“ ſagte Daiſy, indem ſie ihren Vater liebevoll mit ihren matten Augen anblickte.

„Soll ich Dir irgend Etwas von zu Hauſe mitbringen, Daiſy?“ fragte er, indem er ſie wieder küßte.

Daiſy dachte eine Weile nach, ſagte aber dann Nein, und Mr. Randolph verließ ſie, um zu thun, wie ſie geſagt hatte. Miſtreß Benoit freute ſich im Stillen, ihn aus dem Wege zu haben.

Sie brachte Waſſer und badete Daiſy's Geſicht und Hände, dann gab ſie ihr ein köſtliches Orangefrühſtück und richtete es bei Allem ſo ein, daß es lange dauerte, damit Daiſy recht ausruhen und ſich erfriſchen könnte.

Als aber Alles vorüber war, fühlte Daiſy große Hitze, Mattigkeit und Schmerzen, und gleichwohl beſchien die Sonne erſt die Gipfel der Bäume.

Juanita betrachtete Daiſy und dann ſagte ſie:

„Es wird heute ein heißer Tag werden, Miß Daiſy, und Sie haben jetzt ſchon Schmerzen, während der Thau noch auf dem Graſe liegt. Können Sie wohl ſagen: ‚Gelobt ſei der Herr?‘“

Daisy lächelte Juanita erst an, dann aber wurde das kleine, bleiche Gesicht ernst, Daisy schlug die Augen nieder, und Juanita sah, wie sich Thränen unter den Lidern sammelten.

Sie blieb stehen und blickte etwas ängstlich auf Daisy, bis diese nach wenigen Minuten die Augen aufschlug, in denen eine äußerst sanfte und liebevolle Antwort auf Juanita's Frage lag, während sie mit schwacher Stimme sagte:

„Ja, Juanita."

„Gepriesen sei der Herr!" rief Juanita mit großer Innigkeit. „Dann können Sie den heißen Tag, die Schmerzen und Alles ertragen. Jesus verläßt seine Kindlein nicht, wenn sie auf ihn trauen, und wenn Er Ruhe giebt, wer kann dann Unruhe bereiten?"

„Aber ich habe einen besondern Grund, dem Herrn zu danken, Juanita. Ich bin sehr froh, daß ich den Fuß gebrochen habe, obgleich es sehr weh thut." oh!

„Der Schmerz wird schon nachlassen," sagte die Frau, indem ihr Gesicht vor Bewegung zuckte.

Sie stand an Daisy's Lager und betete, und kein Bad, kein Frühstück konnten Daisy so beruhigen und erquicken, wie dieses Gebet. Während sie zuhörte und mitbetete, kehrte die gestrige Stimmung vollstän-

dig wieder zurück, das wunderbar schöne Gefühl, daß der Herr Jesus sogar die Kleinen liebt, wenn sie ihn lieben, daß ihnen kein Haar gekrümmt wird ohne seinen Willen, daß er ihnen nahe ist, sie behütet und sie durch Alles, was er ihnen geschehen läßt, näher zu sich führt.

Sehr erquickt und getröstet lag Daisy ruhig da und sah zu dem offenen Fenster hinaus, während Juanita sich allerhand zu thun machte, indem sie ein Feuer anzündete und den Theekessel füllte. Sie hatte Daisy eine Tasse Thee und einige geröstete Butterschnitten versprochen, da Daisy sehr gern Thee trank, aber gewöhnlich keinen bekam, und eine Tasse Thee würde ihr jetzt gut sein, sagte Mistreß Benoit.

Juanita machte das Feuer in einem kleinen Außengebäude hinter dem Hause, wo es Niemand an diesem heißen Tage belästigen konnte. Daisy war, obgleich ihr Fuß noch schmerzte, so beruhigt und getröstet, daß sie hinauszusehen vermochte und sich an dem funkelnden Morgenlicht freute, welches auf den Baumblättern und Grashalmen glänzte.

Auch freute sich Daisy an dem fröhlichen Gesang der Vögel um das Häuschen herum. Besonders die Rothkehlchen sangen sehr eifrig in und auf den Bäumen, und ein Kibitz ließ von Zeit zu Zeit seinen sanften, weichen Ruf ertönen, so leise und zärtlich,

daß er Daiſy jedes Mal in's Ohr zu flüſtern ſchien: — „Was ſchadet es, wenn ich krank und müde bin und Schmerzen habe? Jeſus legt es mir auf — er weiß es — und er iſt mein treuer Erlöſer.“

Endlich traten Thränen in Daiſy's Augen, der Geſang der Vögel ging ihrem Herzen ſo nahe.

Juanita war fortgegangen, um den Thee zu bereiten, und während der Keſſel in's Kochen kommen ſollte, hatte ſie ihr Häuschen in die netteſte Ordnung gebracht und ſogar ein Glas mit Roſen auf den Tiſch geſetzt. Es würde heute genug Beſuch kommen, ſagte ſie zu Daiſy, und Alles müßte daher ſchön geſchmückt ſein.

Sie war jetzt fortgegangen, um den Thee zu bereiten, und Daiſy lag allein, indem ſie vergnügt zum Fenſter hinausblickte, als ſie plötzlich wieder Hufſchläge vernahm.

Konnte ihr Vater ſchon wieder von Melbourne da ſein?

Daiſy konnte ſich nicht aufrichten, um zu ſehen, wer es ſei, aber ſie hörte, wie der Trab des Pferdes auf dem Wege vor dem Hauſe aufhörte, und ſie lauſchte, ob nicht Jemand käme.

Sie vernahm auch wirklich einen Schritt, aber es war nicht der Mr. Randolph's, ſondern ein raſcher, feſter, gleichmäßiger Tritt. Daiſy dachte ſich, daß es

der Schritt einer Perſon ſei, deren Füße geſchult worden.

Juanita öffnete die Thür, als Jemand anklopfte, und Daiſy hörte, wie Etwas von des Doktors Befehlen, von Ruhe und Vermeidung aller Aufregung geſprochen ward, aber ſie konnte Das nicht aushalten.

„O, Capitain Drummond — kommen Sie herein! Kommen Sie herein!“ rief ſie, und der Capitain kam herein. Er blickte ſeine kleine Spielgefährtin eigenthümlich ernſt an, aber dieſe lächelte über das ganze Geſicht.

„Iſt Ihr Urlaub zu Ende? Gehen Sie fort, Capitain Drummond?“

„Ja, ich gehe fort, Daiſy.“

„Ich freue mich ſo, daß Sie mich noch beſuchen!“ ſagte ſie, indem ſie ihm ihre kleine Hand reichte.

Der Capitain ergriff dieſe, hielt ſie feſt und ſchien kaum ſprechen zu können. Endlich ſagte er:

„Daiſy, ich würde lieber die Gefahr, caſſirt zu werden, auf mich genommen, als Dich nicht beſucht haben.“

„Was iſt denn Das?“

„Caſſirt? Da werden mir die Epauletten abgeriſſen.“

„Geben Sie viel auf Ihre Epauletten?“ fragte Daisy.

Der Capitain lachte, während ihm das Waſſer in den Augen ſtand. Ja, wirklich, in ſeinen glänzenden, funkelnden Augen ſtanden Thränen.

„Daisy,“ ſagte er, „ich habe Dir unſern Landfiſch mitgebracht, um deßwillen wir ſo viel ausgeſtanden haben.“

„Den Trilobiten! O, haben Sie ihn mitgebracht?“ rief Daisy aus, als er die Foſſilie vor ſie hinlegte. „Ich wollte ihn gern ſehen, aber ich fürchtete, daß Sie nicht Zeit hätten, ihn mir herzubringen.“

Sie betrachtete den Trilobiten aufmerkſam.

„Behalte ihn, Daisy, und bewahre dabei etwas Freundſchaft für mich, nicht wahr? Im Fall wir uns ein Mal wiederſehen.“

„O, Capitain Drummond, wollen Sie den Trilobiten nicht für ſich behalten?“

„Nein, aber ich will von Dir, daß Du der bewußten Bedingungen eingedenk bleibſt.“

„Wann werden Sie wieder nach Melbourne kommen?“

„Das kann ich nicht ſagen, Daisy. Ich fürchte, es wird nicht eher geſchehen, als bis Du das Königreich England ganz aus ſeinen Schwierigkeiten befreit

haben wirſt. Wir rückten eben in die Schlacht bei Haſtings, weißt Du. Erinnerſt Du Dich nicht?"

„Wie nett Das war!" ſagte Daiſy bedauernd. „Ich glaube nicht, daß ich die ſächſiſche Heptarchie, Egbert und Alfred je vergeſſen werde."

„Wirſt Du aber mich vergeſſen?"

„Sie wiſſen doch, daß ich Das nicht könnte," ſagte Daiſy mit einem höchſt gewinnenden Lächeln. „O, Capitain Drummond!" fügte ſie hinzu, als ein plötzlicher Gedanke über ihr Geſicht zuckte.

„Was iſt denn, Daiſy?"

Daiſy ſah ihn mit einem höchſt innigen, fragenden, nachdenklichen Blick an. Dem Capitain ward es etwas ſchwer, dieſen Blick auszuhalten.

„O, Capitain Drummond," wiederholte ſie, „wollen Sie ſich Jeſu ſchämen?"

Der junge Soldat ward durch dieſe einfache Frage ſeltſam verblüfft. Man konnte ſeine Verlegenheit ſogar deutlich bemerken. Er zögerte, um eine Antwort zu finden, die aber nicht ſogleich kam, und als ſie kam, war ſie ausweichend.

„Das iſt recht, Daiſy," ſagte er; „wir müſſen zu unſerer Fahne halten. Der iſt ein erbärmlicher Soldat, der ſie Angeſichts des Feindes hinter dem Rücken trägt. Aber, auf welchem Schlachtfeld Du auch ſtirbſt, ſo möchte ich Dir zur Seite fallen."

Er ſprach ernſt, und ohne dies Mal erſt um Erlaubniß zu bitten, umſchloß er Daiſy's Hand, beugte ſich zu ihr und küßte ſie zwei Mal innig auf die Stirn, und ohne weiter ein Wort zu ſagen, ging er fort.

Daiſy erröthete ein Wenig, denn ſie war eine ſehr eigenthümliche kleine Dame in Bezug auf die Perſonen, welche ſie berührten, dann aber lauſchte ſie aufmerkſam dem Schalle der ſich entfernenden Hufe, die den Capitain die Straße hinuntertrugen.

Als Juanita endlich mit einem kleinen Bret und einer Taſſe Thee hereinkam, fand ſie Daiſy in ſehr ernſter Stimmung, wenigſtens ihrem Geſichtsausdruck nach zu ſchließen, und ſie ſah, daß ihr die Thränen in den Augen ſtanden. Daiſy's Geſicht erhellte ſich nicht ein Mal bei ihrer Annäherung.

„Miß Daiſy," ſagte Juanita, „ich dachte, Sie wollten eine Taſſe Thee haben?"

„Ja wohl, Juanita. Ich möchte gern eine haben."

Miſtreß Benoit machte ſtille Bemerkungen über das kluge Geſichtchen, von welchem ſie ſo ernſt begrüßt ward. Doch äußerte ſie darüber Nichts laut, ſondern ſtützte Daiſy mit einem Arme und ſetzte das kleine Bret vor ſie hin.

Der Thee war ausgezeichnet, die geröſteten Brot=

ſchnitten waren zierliche, delicate, dünne, braune Streifchen, aber Daiſy genoß Alles ernſt.

„Iſt es gut, meine liebe Miß Daiſy?"

„O ja, Juanita!" ſagte Daiſy, ihre Pflegerin dankbar anſehend, „es iſt ſehr gut, und Sie bereiten die allerdelicateſten Brotſchnitten, die ich je geſehen habe."

Juanita lächelte und bat Daiſy, zu eſſen, anſtatt die Butterſchnitten nur zu beſehen.

„Ich glaube aber, ſie ſchmecken beſſer, weil ſie hübſch ausſehen, Juanita," bemerkte Daiſy.

„Der Herr weiß Das," ſagte die Frau, „denn er hat die Bäume im Garten Eden ſchön für das Auge, aber ebenſogut zur Nahrung geſchaffen."

„Ich freue mich, daß er Das gethan hat," ſagte Daiſy. „Wie ſchön mir die Bäume heute früh erſchienen ſind! Ich war krank und konnte weiter Nichts thun, als ſie anſehen, aber ſie erſcheinen mir auch ſchön, wenn ich geſund bin. Es iſt ſehr ſchmerzlich, wenn unſere Freunde fortgehen, Juanita."

„Haben Sie Freunde verloren, liebe Daiſy?" ſagte Miſtreß Benoit, die ſich über ihre Worte wunderte.

„Ja," ſagte Daiſy. „Mr. Dinwiddie iſt fort, und nun geht auch Capitain Drummond. Ich habe kaum noch einen Freund übrig."

„War Mr. Dinwiddie Ihr Freund, Miß Daisy?“ Was für ein fröhliches, warmes, freudiges, aufblitzendes Lächeln bekam Juanita als Antwort! Es bewies wenigstens Freundschaft von der einen Seite.

„Aber er ist fort,“ sagte Daisy. „Ich möchte, ich könnte ihn wiedersehen, aber er ist fort, und so werde ich ihn wohl nie wiedersehen!“

„Nun, meine liebe Miß Daisy, müssen Sie sich still verhalten, bis Jemand Anders kommt. Der Doctor sagt, so müsse es sein. Mr. Dinwiddie dient überall dem Herrn, und Sie wollen Das doch auch thun?“

„Wie kann ich denn, Juanita, wenn ich hier liege? Ich kann gar Nichts thun.“

„Denken Sie denn, daß der gute Herr seinen Dienern nicht immer Arbeit giebt?“

„Nun, hier aber, Juanita — ich kann doch nur hier liegen und still sein. Was kann ich denn thun?“

„Meine liebe Daisy, bitten Sie den Herrn, es Ihnen zu zeigen, und reden Sie jetzt nicht.“

Daisy lag still.

Es dauerte nicht lange, so kam der Doctor. Er kam noch früh am Morgen und nahm seine Untersuchungen vor, während Daisy auch ihre Betrachtungen anstellte.

Er war ein sehr schöner Mann. Er hatte dichtes, lockiges, kastanienbraunes Haar, das aus dem Gesicht zurückgestrichen war, ein edles, ernstes Gesicht, blaue, scharfe, ruhige Augen und eine ungezwungene, edle Haltung.

Dr. Sandford besaß sonach genug Eigenschaften, um Daisy's ganze Aufmerksamkeit und Theilnahme zu erregen, die sie ihm auch in ihrer ruhigen Weise schenkte, während er nicht sowohl sie, als vielmehr ihren Zustand und ihre Bedürfnisse in's Auge faßte.

„Es wird heute ein heißer Tag werden," bemerkte er zu Juanita, die neben ihm stand. „Halten Sie die Kleine ruhig. Lassen Sie es nicht zu, daß mehr als eine Person auf ein Mal hier sei. Sagen Sie nur, ich hätte es befohlen."

„Wollen Sie die Gewogenheit haben, Das Miß Daisy's Eltern zu sagen?"

„Ich werde dieselben heute Morgen nicht sehen. Berufen Sie sich nur auf mich, Juanita. Es darf Niemand hier mit ihr sprechen und sie aufregen, und nur eine Person auf ein Mal außer Ihnen hier sein. Haben Sie Obst für sie? Geben Sie ihr so viel davon, wie sie will, und halten Sie das Haus leer."

„Ich will es Papa sagen —" sagte Daisy.

„Wie geht es Dir?" fragte der Doctor. Es war die erste Frage, die er an sie richtete, und die

erste Aufmerksamkeit, die er ihr, außer der ärztlichen, schenkte.

Jetzt sahen sich Beide an.

„Es geht mir etwas besser, ich danke," sagte das Kind. „Darf ich Etwas fragen?"

„Frage nur zu."

„Werde ich lange hier bleiben müssen?"

„Du wirst ein paar Wochen hier bleiben müssen — bis Dein Fuß wieder kräftig geworden ist."

„Wird er in ein paar Wochen wieder kräftig werden?"

Die Augen Beider begegneten sich, die gedankenvollen, grauen Augen des Kindes und die undurchdringlichen, blauen Augen des Mannes. Man prüfte sich gegenseitig und erkannte sich.

„Du mußt ein gutes Kind sein und es zu ertragen versuchen."

„Werden Sie mich wieder besuchen?" sagte Daisy.

„Wünschest Du es?"

„Sie würden nicht kommen, wenn es nicht nöthig wäre," sagte Daisy, „und wenn es nöthig ist, so möchte ich gern, daß Sie kämen."

Die Lippen des jungen Mannes kräuselten sich zu einem sehr angenehmen Lächeln, wiewohl es zugleich ein Wenig spöttisch war.

„Ich glaube, es iſt nöthig, Kleine. Aber wenn ich Dich beſuche, ſo mußt Du meinen Befehlen gehorchen.“

„Nun gut, Das will ich,“ ſagte Daiſy.

„Dann verhalte Dich ruhig; ſprich nicht mehr, als nöthig iſt, um Deine Ungeduld Etwas zu vermindern.“

Der Doktor ging fort, und Daiſy lag ſtill, indem ſie nachdachte.

Der Morgen war ſchon etwas weiter vorgerückt, als ein Wagen am Pförtchen hielt.

„Da kommt Mama — —“ ſagte Daiſy.

Sie war ſich ihrerſeits durchaus nicht bewußt, daß der Ton dieſer Worte eine Maſſe Aufſchlüſſe für Juanita's ſcharfen Verſtand enthielt. Es lag keine Freude darin, wie in den Worten, mit denen Daiſy ihren Vater verkündet, eben ſo wenig Furcht und Schrecken. Wohl aber liegt in dem unerklärbaren Ausdruck des Wortes „Mama“ Etwas, als ob dieſe Mama nicht immer bedacht geweſen wäre, das Leben ihres Kindes zu einem heitern und fröhlichen zu machen.

Juanita öffnete die Thür, und die Dame rauſchte herein.

Mr. Randolph kam hinter ihr her.

Sie ging hin zu Daiſy, und Mutter und Kind blickten einander an — Daiſy mit denſelben zärtlichen,

nachdenklichen Augen, wie am vorigen Abend, Mistreß Randolph mit ärgerlichem, unzufriedenem Gesicht.

Nachdem sie jedoch Daisy einen Augenblick betrachtet, bückte sie sich und küßte sie.

Dann wanderten Daisy's Augen zu ihrem Vater, und da ihm Mistreß Randolph im Wege stand, so trat er an das Kopfende des Lagers hinter Daisy und beugte sich über sie.

„Papa, so kann ich Dich nicht sehen," sagte die Kleine.

„Wohl aber fühlen, Daisy," sagte Mr. Randolph, indem er sie küßte. „Wie geht es Dir?"

„Das ist eine höchst ungeschickte Einrichtung von Capitain Drummond!" sagte die Dame. „Was können wir thun, um sie zu verbessern? Ein höchst albener Aufenthaltsort für ein Kind!"

„Daisy muß dann diese Albernheit ertragen — und wir auch," sagte Mr. Randolph. „Daisy, was möchtest Du haben, damit Dir diese Albernheit nicht allzu schwer fällt?"

„Papa, ich bin nicht albern."

„Du wirst es aber werden, fürchte ich, mein Töchterchen, ehe Dein Aufenthalt hier zu Ende ist. Soll Juno herkommen und bei Dir bleiben?"

„Papa," sagte Daisy langsam, „ich glaube nicht, daß Das rücksichtsvoll sein würde."

„Haſt Du es behaglich hier?“ ſagte Mr. Randolph lächelnd, obgleich in ſeinen Blicken viel Sorge lag.

„Nein, Papa.“

„Was iſt denn?“

„Es iſt heiß, Papa, und mein Fuß ſchmerzt, wenn auch nicht ſo ſehr, wie zuweilen vorige Nacht; aber er thut doch ſehr weh.“

„Es iſt heute ein kühler, friſcher Morgen,“ ſagte Miſtreß Randolph. „Sie hat Hitze, weil ſie hier liegt.“

„Ich halte es nicht für ſehr kühl, wenn das Queckſilber noch vor acht Uhr bis zu vierundachtzig Grad geſtiegen iſt. Es iſt Dir blos kühl, weil Du ſchnell gefahren biſt.“

„Aber es iſt hier kein paſſender Aufenthaltsort für das Kind. Ich bin überzeugt, daß man Daiſy ohne Gefahr fortſchaffen könnte.“

„Ich kann nicht der Ueberzeugung des Doktors zuwider handeln, um der Deinigen Folge zu leiſten, Felicia. Davon kann keine Rede ſein.“

„Der Doctor ſagte, ich müſſe ſeinen Befehlen gehorchen, Papa.“

„Es iſt nicht zu leugnen, Daiſy, daß Dies das richtige Syſtem iſt. Was hat er Dir befohlen?“

„Obſt zu eſſen und mich ruhig zu verhalten, Papa. Er ſagte auch, daß nicht mehr als eine Perſon, außer Juanita, hier ſein dürfte.“

„Ich denke doch, daß er es nicht etwa gar Deiner Mutter verbieten will, bei Dir zu ſein,“ ſagte Miſtreß Randolph ſehr entrüſtet. „Ich will ſchon ſehen! Hören Sie, gute Frau — wo ſind Sie denn? — Wollen Sie mir dieſes Häuschen überlaſſen, ſo lange das Kind hier bleiben muß — und irgend wohin ziehen, damit ich Leute herbringen kann, welche Daiſy abwarten und pflegen?“

„O, Mama! —“ ſagte Daiſy, hielt aber plötzlich inne, und Miſtreß Randolph hörte nicht auf ſie. Mr. Randolph ſah ſich um, weil er Juanita's Antwort hören wollte.

„Die Dame kann herſchicken, wen ſie will,“ ſagte die Frau und ſtand vor ihren Gäſten mit dem ruhigſten Geſicht und Benehmen.

„Und Sie wollen mir das Haus ſofort überlaſſen?“

„Nein, meine Dame; Sie können das Haus aber bekommen, auch wenn ich da bin, denn ich werde Niemanden im Wege ſein.“

„Sie ſcheinen nicht zu verſtehen, gute Frau, daß ich ſelbſt hier bleiben und meine Leute hier haben will. Ich will das ganze Haus haben.“

„Sie ſollen es bekommen — Sie ſind mir willkommen — ich werde Niemanden beläſtigen," ſagte Juanita ſehr ſanft.

„Wo wollen Sie ſich denn aber aufhalten?"

„Ein kleiner Platz iſt genug für mich. Nur mein Geiſt wohnt in einem großen Hauſe."

Miſtreß Randolph wendete ſich ungeduldig ab. Das Weſen der Frau war unausſprechlich ruhig und ſanft, die Würde ihrer ſchönen Perſönlichkeit ſo unerſchütterlich, daß die Dame einſah, es ſei nutzlos, weitere Worte an ſie zu verſchwenden. Es ließ ſich mit Juanita Nichts anfangen.

„Dann nützt es mir Nichts, wenn ich hier bin," ſagte Miſtreß Randolph zu ihrem Gatten. „Du kannſt Alles einrichten, wie es Dir beliebt."

Das that denn Mr. Randolph auch. Er berathſchlagte mit Juanita über Das, was fehlte, und was ſie thun würde, und Mr. Randolph war mit dieſer Berathſchlagung zufrieden. Juanita behielt die Oberaufſicht und Machtvollkommenheit, genau Alles für Daiſy zu thun, was mit Dr. Sandford's Verordnungen übereinſtimmte, in welcher Beziehung es auch ſei.

Miſtreß Randolph plauderte inzwiſchen mit ihrem armen, bleichen Töchterchen mehr oder weniger über dieſelben Gegenſtände, und dann machten ſich Daiſy's

Eltern fertig, um zum Frühstück nach Hause zu fahren.

„Soll ich Dir Juno herschicken?“ sagte Mistreß Randolph.

„Nein, Mama; ich denke nicht.“

„Gedulde Dich noch eine Zeitlang, Daisy,“ sagte ihr Vater, indem er sie küßte, „und dann kannst Du Bücher und auch Gesellschaft haben. Jetzt aber mußt Du Dich noch kurze Zeit ruhig verhalten.“

„Juanita wird mir dazu helfen, Papa.“

„Ich will Dich gelegentlich wieder besuchen.“

„Papa, ich möchte Dir gern Etwas sagen. Ich möchte mit Dir und Mama sprechen, ehe Ihr fortgeht.“

Mr. Randolph bemerkte, wie in Daisy's Gesicht eine Röthe aufstieg, als ob sie eine Anstrengung machte. Er beugte sich wieder über sie.

„Ist es Etwas von Interesse, Daisy?“

„Ja, Papa; wenigstens für mich.“

„Dann sprich nicht jetzt davon. Bleibe still liegen und sprich gar nicht. Gelegentlich kannst Du mir sagen, was es ist.“

Drittes Kapitel.

Mr. und Miſtreß Randolph fuhren fort, und ſobald als Letztere in den Wagen geſtiegen war, ſagte ſie:

„Daiſy wird für immer zu Grunde gerichtet werden!“

„Ich hoffe nicht.“

„Du nimmſt es freilich ſehr kaltblütig hin. Dieſe Frau iſt gerade die Rechte, um Daiſy anzuſtecken, und Du haſt es ſo eingerichtet, daß ſie völlig freie Hand hat.“

„Welches iſt denn die eigentliche Gefahr, die Du beſorgſt?“ ſagte Mr. Randolph. „Ich habe ſie noch nicht in Worte zuſammenfaſſen hören.“

„Daiſy wird nicht mehr zu regieren ſein. Sie iſt es jetzt ſchon kaum.“

„Ich habe nie in meinem Leben ein fügſameres Kind geſehen.“

„Das kommt daher, weil Du immer ihre Partie nimmſt. Du wirſt es ſchon einſehen, wenn es zu ſpät iſt, und es iſt dann Deine eigene Schuld.“

„Was denn?“

„Daß Daiſy im höchſten Grade abergläubiſch ſein wird. Du wirſt es ſchon ſehen, und dann wirſt Du ſie nicht für fügſam halten. Wenn ſie ein Mal Etwas erfaßt, ſo thut ſie es mit großer Hartnäckigkeit.“

„Aber was erfaßt ſie denn? Dies haſt Du mir immer noch nicht geſagt,“ bemerkte Mr. Randolph leichthin.

„Jeden religiöſen, fanatiſchen Begriff erfaßt ſie, Du wirſt es ſchon ſehen! Sie wird ſich Allem widerſetzen, was ich von ihr fordere, gerade nach der Mode der Leute, die weiter Nichts für recht halten, als was ſie ſelbſt thun. Ich ſehe ſchon voraus, daß es äußerſt ſchwierig ſein wird, Etwas mit Daiſy anzufangen, nachdem ſie ſo und ſo viele Wochen bei Juanita gewohnt hat. Ich würde Daiſy lieber der Gefahr des Fortſchaffens ausgeſetzt, als ſie dort gelaſſen haben.“

„Nun, wir werden ſehen,“ ſagte Mr. Randolph. „Ich ſehe die Sache mit andern Augen an, als Du. Ich würde lieber Daiſy behalten — wenn auch nur

zur Beruhigung meines Gewiſſens — als ſie verlieren, um ſie zu verhindern, fromm zu werden."

Miſtreß Randolph ließ dieſe Meinung unerörtert, denn ihre Entrüſtung geſtattete es ihr nicht.

Unterdeſſen genoß die kleine Daiſy die Freuden eines ſehr ruhigen Tages. Allein die Hitze wurde unerträglich, Daiſy's gebrochener Fuß machte ihr große Schmerzen; es war ein Tag der Leiden.

Daiſy mußte ſtill liegen und konnte ihre Lage nicht ein Wenig verändern, ſo heiß ihr Lager auch war. Es kam weiter keine Luft zu dem Fenſter herein, als ſolche, welche heiße Strömung aus einem Schmelzofen zu ſein ſchien, und Daiſy rührte ſich nicht und athmete nur, ſo gut es ging.

Den ganzen Tag machte ſich Juanita um ſie zu thun, indem ſie ihr die Lippen mit Orangenſaft befeuchtete, die Hände badete, ihr Kühlung zufächelte und ihr liebliche Worte vorſang, inſoweit Daiſy fähig war, darauf zu achten.

Daiſy's Augen wanderten zu dem ſchönen, ſchwarzen Geſicht, das ſie immer umſchwebte, mit einem Ausdruck der Liebe und des Vertrauens, der ſchön zu ſehen war.

Es war heute ein Tag, der die Geduld der armen kleinen Daiſy auf eine harte Probe ſtellte, denn bei der Hitze und dem ermüdenden Stilliegen in

einer und derſelben Stellung hatte Daiſy überaus große Schmerzen in ihrem Fuß, die ſich auf den ganzen Körper ausdehnten, und doch konnte ſie ſich nicht bewegen oder ſich wenden, um ſich durch eine veränderte Lage einige Erleichterung zu verſchaffen.

Endlich wurden die ermüdenden Stunden weniger drückend. Die Sonne ſtand tiefer am Horizont, und die Luft brachte etwas Kühlung. Es war ſehr erfreulich, zu ſehen, daß die Sonne hinter dem Walde auf der andern Seite der Straße unterging.

Juanita zündete wieder ein Feuer an und hing den Keſſel darüber, denn Daiſy ſollte wieder eine Taſſe Thee bekommen, deren ſie ſehr bedurfte. Aber ehe das Waſſer im Keſſel noch gekocht hatte, kam der Doctor.

Das war eine angenehme Unterbrechung. Dr. Sandford's Geſicht ſah man überall gern, und Daiſy erfriſchte der Anblick deſſelben ſehr. Es war ein ſo edles Geſicht, die Züge waren ſchön, männlich und ausdrucksvoll, und ein geſetzter Ernſt lag darüber ausgebreitet, der einen Charakter verkündete, welcher über Tändelei erhaben war. Sein ruhiges, kraftvolles Auge imponirte, und ſein dichtes, lockiges, kaſtanienbraunes zurückgeſtrichenes Haar erſchien Daiſy äußerſt ſchön.

Kurz, er feſſelte ihre Aufmerkſamkeit, ſo oft er auch in das Bereich derſelben kommen mochte.

Sie konnte nicht in den ernſten Linien ſeines Geſichts leſen, dachte aber darüber nach. Dr. Sandford's Erſcheinung war in gewiſſer Weiſe bezaubernd für ſie. Uebrigens fanden Dies außer Daiſy noch viele Damen.

Er unterſuchte jetzt den Zuſtand des Fußes, betrachtete Alles mit ſchnellem Ueberblick und theilte Miſtreß Benoit ſeine Verordnungen mit.

Ehe er fortging, blieb er noch ein Mal ſtehen und blickte in die klugen Augen der Kleinen, die ihn ſo ſorgfältig muſterten.

„Möchteſt Du gern Etwas haben, Daiſy?“ fragte er mit der Vertraulichkeit des Arztes.

„Nein, Sir, ich danke Ihnen.“

„Miſtreß Benoit pflegt Dich wohl gut?“

„O, ſehr gut.“

Daiſy's Art zu ſprechen war, wie ihre Blicke, kindiſch genug, und doch überlegt, wie man es von einem Kinde eigentlich nicht erwartet.

„Woran denkſt Du, wenn Du den ganzen Tag ſo daliegſt?“ fragte Dr. Sandford.

Er hatte die Frage mit etwas ſorgloſer Neugierde gethan, aber er bemerkte, wie eine leichte Röthe in Daiſy's bleichem Geſicht aufſtieg und es überzog,

und ihre grauen Augen blickten ihn ruhig an, und er konnte nicht daran zweifeln, daß Gedanken dahinter wohnten.

Er wartete auf eine Antwort. Woran dachte das Kind?

Endlich ſagte Daiſy mit ihrer lieblichen Bedachtſamkeit:

„Ich habe über Das nachgedacht, Dr. Sandford, was Jeſus für mich gethan.“

„Was ſagſt Du?“ rief der Doctor ſehr erſtaunt.

„Es ward mir heute ſo ſchwer, ſtill zu liegen, und ich dachte — wiſſen Sie — wie es geweſen ſein müßte —“

Die Röthe auf Daiſy's Wangen wurde immer tiefer, und in ihren Augen ſchwammen Thränen. Dr. Sandford ſah Alles mit großem Erſtaunen, vielleicht wußte er ſich nicht zu erklären, was das Alles bedeuten ſollte.

„Wie es geweſen ſein müßte?“ wiederholte er, indem er ſich über Daiſy's Lager beugte. „Was meinſt Du damit?“

„Wiſſen Sie, Dr. Sandford,“ ſagte ſie. „Als er am Kreuz hing — und ſich nicht bewegen konnte —“

Daiſy's Faſſung war zu Ende. Sie hielt die Hände vor das Geſicht. Der Doctor ſtand aufgerichtet da und ſah ſie an, heftete ſeinen ernſten Blick auf

Miſtreß Benoit und wieder auf Daiſy, und dann ging er hin zu Juanita.

„Alle Aufregung iſt verboten," ſagte er, „Sie müſſen dieſelbe von ihr fern halten. Verſtehen Sie?"

„Ja, Sir," ſagte Juanita, obſchon ihr Geſicht vor Freude glänzte.

„Haben Sie ihr etwa einige jener Geſchichten vorgeleſen?"

„Ich habe ihr heute gar Nichts vorgeleſen," ſagte Juanita.

„Daiſy," ſagte Dr. Sandford, indem er an das Lager der Kleinen zurückkehrte, „was hat Dir ſolche Gedanken in den Kopf geſetzt?"

„Es war mir heute ſo elend zu Muthe," ſagte Daiſy wieder mit ihrer gewöhnlichen Sammlung.

„Nun, verſuche es und denke nicht daran. Es wird Dir in ein paar Tagen ſchon beſſer werden. Weißt Du, wann Das geſchehen iſt, wovon Du ſprachſt?"

„Ja, Sir?"

„Wann war es denn?"

„Vor mehr als achtzehnhundert Jahren."

„Denkſt Du, daß Das, was vor achtzehnhundert Jahren geſchah, verdient, daß Du Dich jetzt darum grämeſt?"

„Ich glaube, es iſt eben ſo, als ob es erſt jetzt

geſchehen wäre," ſagte Daiſy, ohne die Augen zu bewegen.

„Denkſt Du Das? Welcher Vernunftsſchluß berechtigt Dich dazu?"

„Ich glaube nicht, daß ich Schlüſſe der Vernunft zu ziehen verſtehe," ſagte Daiſy. „Mein Gefühl ſagt mir es."

„Wie kann Dein Gefühl Dir ſo Etwas ſagen?"

Daiſy wußte den Ton der Frage zu unterſcheiden, blickte Dr. Sandford an und antwortete mit liebevollem Ernſt:

„Ich weiß, daß der Herr Jeſus Das für mich gethan hat, und ich weiß, daß er jetzt im Himmel iſt."

Der Doctor ſchwieg eine Minute.

„Daiſy," ſagte er dann, „Du mußt jetzt meinen Befehlen gehorchen. Du mußt auf mich hören. Du ſollſt eine Taſſe Thee trinken und eine geröſtete Brotſchnitte dazu eſſen, wenn Du willſt; dann aber ſollſt Du ſchlafen, Dich ruhig verhalten und an Nichts denken, was vor länger als einer Stunde geſchehen iſt. Willſt Du Das thun?"

„Ich will verſuchen, ruhig zu ſein," ſagte Daiſy.

Sie und der Doctor blickten einander unzufrieden an, ſie nachdenkend, er mißbilligend, und dann ging der Doctor fort.

Daiſy folgte ihm mit den Augen und ſtrengte

ſich an, ihn ſo lange wie möglich zu ſehen. Als ſie ihn nicht mehr ſehen konnte, füllten ſich ihre Augen wieder mit Thränen.

Sie ſah ſo bedächtig und nachdenklich aus, als ob ſie dreißig Jahre, anſtatt neun oder zehn alt wäre.

Es dauerte nicht lange, ſo kam Juanita mit dem Thee, den ſie bereitet hatte.

Der Thee und die geröſteten Brotſchnitten thaten Daiſy wohl, ſo daß ſie den Beſuch ihres Vaters, der den Abend bei ihr verbrachte, genießen konnte. Mr. Randolph wollte ſie aber nicht plaudern laſſen.

Der nächſte Tag war wieder heiß, allein es ging mit Daiſy beſſer. Die Hitze war erträglicher. Es war ein ſehr ruhiger Tag.

Sowohl Daiſy wie Juanita gehorchten den empfangenen Befehlen und ſprachen nicht viel. Nichtsdeſtoweniger ſang Juanita viel Lieder, was Daiſy ſehr erfreute.

Sie fand, daß Juanita ganz beſonders ein Lied wußte, welches ſie außerordentlich gern hatte. Es war nämlich das, welches in der kleinen Kirche geſungen worden war, als Daiſy Mr. Dinwiddie's Predigt hörte, und dieſes Lied ſtimmte mit Daiſy's Gedanken ganz überein, und Juanita mußte es ihr mehrmals während des Tages vorſingen.

Daisy's Augen füllten sich jedes Mal, wenn sie dieses Lied hörte, mit Thränen, aber nichtsdestoweniger konnte Juanita ihrer flehenden Bitte nicht widerstehen.

„Ich bin so glücklich, Juanita," sagte Daisy, nachdem Juanita das Lied wieder ein Mal gesungen hatte. „Ich bin so glücklich!"

„Was macht Sie denn glücklich, liebe Miß Daisy?"

„O, weil Das wahr ist — weil der Heiland dort oben wohnt, um auf mich Acht zu haben."

„Gelobt sei der Herr!" sagte die schwarze Frau.

An diesem Tage, gegen Abend, hatte Juanita das Zimmer verlassen, um ihr Feuer anzuzünden und noch einiges Andere zu besorgen, als Daisy leise ihren Namen am Fenster rufen hörte. Sie wendete sich um und erblickte Preston's strahlendes Gesicht.

„Meine arme, arme kleine Daisy!" sagte er.

„Wie geht es Dir, Preston?" sagte Daisy, deren Gesicht mild leuchtete wie ein Mondstrahl.

„Du bist hier eine Gefangene!"

„Es ist ein sehr nettes Gefängniß."

„Sage Das doch nicht, meine liebe Daisy! Ich will Dir gern alles Andere glauben, Das weißt Du, aber Das kann ich Dir nicht glauben. Durch Deinen

Fuß vielleicht sechs Wochen festgebannt! Ich könnte Capitain Drummond erschießen!"

„Es war nicht Capitain Drummond's Schuld."

„Ist er schlimm, Daisy?"

„Mein Fuß, meinst Du? Er hat allerdings ziemlich weh gethan."

„Arme Daisy! Und Das ist Alles geschehen, weil Du nicht singen wolltest."

„Weil ich nicht singen wollte, Preston?"

„Ja, Das ist die Ursache von aller Zwietracht, die in das Haus eingezogen ist. Aber nun Daisy, wirst Du es wohl sein lassen?"

„Was soll ich denn sein lassen?"

„Deinen Unsinn. Du wirst singen."

„Wie?" sagte Daisy, und eine leichte Röthe überzog ihre bleichen Wangen.

„Tante Felicia will, daß Du singest, und sie wird Dich dazu zwingen, sobald Du wieder gesund sein wirst."

Daisy antwortete nicht.

„Siehst Du denn nicht ein, meine liebe Daisy, daß es albern ist, Das nicht zu thun, was andere Leute thun?"

„Ich sehe nicht ein, was mein gebrochener Knöchel mit Dem zu thun hat, was Du sagst, Preston."

„Daisy, was soll aus Dir die ganzen sechs

Wochen werden? Wir können nicht fischen gehen, noch uns irgendwie belustigen."

„Du kannst es doch!"

„Was willst Du aber dann beginnen?"

„Ich denke mir, daß ich bald Bücher bekommen und lesen darf. Ich will Dr. Sandford fragen."

„Wie wäre es, wenn ich Dir einige Bücher herbrächte und Dir vorläse?"

„O, Preston, wie hübsch wäre Das!"

„Nun, dann will ich's thun. Was soll ich bringen?"

„Ich wollte, Du könntest ein Buch bringen, woraus man Etwas über diese Dinger erfahren könnte."

„Was für Dinger? Was ist denn Das?"

„Es ist ein Trilobit. Capitain Drummond hat ihn neulich gesucht. Das war früher ein Fisch und ist jetzt ein Stein, und ich möchte sehr gern etwas Näheres darüber erfahren."

„Daisy, ist Das Dein Ernst?"

„Nun ja, Preston."

„Meine liebe kleine Daisy, laß es Dir nicht einfallen, Naturforscher werden zu wollen."

„Warum denn nicht?"

„So Etwas paßt nicht für Damen," sagte Preston, den Kopf schüttelnd.

„Warum denn nicht?“

„Weil Damen nicht dazu bestimmt sind.“

„Aber ich möchte doch so gern Etwas über die Trilobiten erfahren,“ sagte Daisy.

„Ich glaube, Du würdest das Studium der Fossilien nicht sehr anziehend finden.“

„Ich glaube doch — wenn Du mir dabei helfen wolltest, Preston.“

„Nun, wir wollen sehen, Daisy. Ich will Alles für Dich thun, wenn Du nur Eins für mich thun willst. O bitte, Daisy! Tante Felicia ist durchaus nicht gesonnen, die Sache aufzugeben.“

„Lebe wohl, Preston,“ sagte Daisy. „Du mußt jetzt gehen und darfst jetzt nicht mehr mit mir plaudern.“

Preston entfernte sich. Es wurde ihm nicht erlaubt, in einigen Tagen schon wieder zu kommen, und Daisy durfte nicht plaudern. Sie wurde sehr ruhig gehalten, bis man fand, daß der gebrochene Knochen wirklich heilte und sehr bald gesund werden würde. Die Schmerzen waren nicht mehr so quälend, die sehr heißen Tage hatten milderem Wetter Platz gemacht, und Daisy genoß ihre einsame Gefangenschaft unter Juanita's Pflege in bester Weise.

Daisy's-Vater besuchte sie immer zwei Mal an jedem Tage, und Mistreß Randolph ein Mal. Die

Letztere blieb niemals lange da, denn in Juanita's Haus befand sie sich nicht wohl; Mr. Randolph dagegen widmete seiner kleinen leidenden Tochter einen großen Theil seiner Zeit und seiner Aufmerksamkeit, und war wirklich der Erste, der Preston's Plan, ihr zu ihrer Unterhaltung vorzulesen, in Ausführung brachte.

Dies war für Daisy eine neue und große Freude. Sie konnte sich nicht erinnern, daß ihr Vater sich je solche Mühe mit ihr genommen hätte.

Dann, als ihre Eltern fort waren und Stille im Häuschen herrschte, hatten Juanita und Daisy, wie es die Letztere nannte, ihre ‚gute Zeit.' Juanita las aus der Bibel vor, sang Lieder und betete. Keine andere Zeit noch Freude des Tages war für Daisy so angenehm.

Sie war mittlerweile kräftiger geworden, und ihre Genesung machte bedeutende Fortschritte. Gleich am ersten Morgen, wo man ihr Dies sagte, fragte sie ihren Vater:

„Papa, darf ich jetzt mit Dir sprechen?"

„Ueber etwas Wichtiges, Daisy?"

„Ja. Papa, ich glaube wenigstens."

„Fahre fort. Was ist es denn?"

Juanita stand dabei, und Daisy blickte erst auf sie, dann auf ihren Vater.

„Papa," sagte Daisy, indem sie langsam und zögernd sprach, „ich möchte, Du wüßtest — ich möchte Dir Etwas sagen — von mir, so daß Du mich verstehen könntest."

„Bist Du so schwer zu verstehen, Daisy?"

„Nein, Papa, aber ich möchte, daß Du Etwas wüßtest. Ich möchte nämlich, daß Du es wüßtest, daß ich ein Christ bin."

„Nun, Das sind wir ja Alle," sagte Mr. Randolph gleichgültig.

„Nein, Papa, so meine ich's nicht."

„Wie meinst Du es denn?"

„Ich meine, Papa, daß ich dem Herrn Jesus gehöre, und daher thun muß, was er mich thun heißt."

„Was soll ich denn hierbei verstehen, Daisy?"

„Nichts, Papa; ich dachte nur, daß Du es wissen solltest."

„Verstehst Du denn selbst, was Du sagst, mein Kind?"

„Ja, Papa."

„Was meinst Du denn, Daisy?"

„Ich will nur, Papa, daß Du weißt, daß ich dem Herrn Jesus gehöre."

„Folgerst Du daraus, daß Du nicht mehr mir gehören willst?"

„O nein, Papa!"

„Warum ſagſt Du mir es denn dann?“

„Papa, Jeſus will ſich Derer ſchämen, die ſich ſeiner ſchämen, und weil ich mich nicht ſeiner ſchämen will, möchte ich, daß Du wüßteſt, was ich bin.“

„Aber, Daiſy, wir müſſen uns über dieſen Punkt klar werden,“ ſagte Mr. Randolph, indem er ſich ſetzte. „Meinſt Du mit dieſer Erklärung, daß Du beabſichtigeſt, etwas Anderes zu ſein, als was ich möchte, daß Du ſeieſt?“

„Ich weiß es nicht, Papa.“

„Du weißt es nicht? Meinſt Du damit, daß Du Dir vornehmen willſt, nach der Richtſchnur Deines eigenen Willens zu handeln, unabhängig von dem meinigen?“

„Nein, Papa.“

„Was denn ſonſt, Daiſy?“

„Papa, ich weiß nicht recht, was Du mit einer Richtſchnur meinſt.“

„Ich will ein anderes Wort dafür ſetzen. Meinſt Du damit, daß Du beabſichtigeſt, von nun an Dir ſelbſt Geſetze für das Leben vorzuſchreiben?“

„Nein, Papa; Das meine ich nicht.“

„Was meinſt Du aber ſonſt?“

„Papa,“ ſagte Daiſy ſehr bedächtig, „wenn ich meinem Erlöſer gehöre — weißt Du — ſo muß ich auch ſeinen Geboten folgen.“

„Daisy, ich werde deßwegen nicht aufhören, Befolgung der meinigen zu verlangen."

„Nein, Papa — aber —" sagte Daisy erröthend.

„Aber was?"

„Ich weiß nicht recht, wie ich sagen soll, was ich möchte, Papa; es ist so schwer."

„Versuche es nur."

„Papa, wirst Du böse werden?"

„Das kommt ganz auf Das an, was Du zu sagen hast, Daisy."

„Papa, es ist nicht meine Absicht, Dich zu erzürnen," sagte Daisy, und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Aber — gesetzt —"

„Nun — gesetzt —"

„Gesetzt, jene Gebote wären verschieden von den Deinigen?"

„Darüber steht das Urtheil mir zu, Daisy. Wenn Du mir ungehorsam bist, es sei, aus welchem Grunde es wolle, so kennst Du die Folgen."

Daisy's Lippe zitterte, sie hielt die Hände vor das Gesicht und brach in Thränen aus. Sie konnte diese Zurechtweisung nicht ertragen. Ihr Vater nahm eine Hand von ihrem Gesicht und küßte die kleine, nasse Wange.

„Wo findest Du denn diese Gebote, die Du den

meinigen gegenüber aufſtellen willſt, Daiſy?" fragte er freundlich.

„Papa, ich ſtelle ſie nicht auf."

„Wo haſt Du ſie denn her?"

„Aus der Bibel, Papa."

„Du biſt ein kleines Kind, Daiſy, und noch nicht alt genug, um genügend für Dich allein beurtheilen zu können, welches die Gebote dieſes Buches ſind. So lange Du klein und unwiſſend biſt, habe nur ich hierin und in allen andern Dingen zu urtheilen, und Deine Sache iſt, mir zu gehorchen. Verſtehſt Du Das?"

„Aber, Papa — —"

„Nun — was?"

„Papa, ich fürchte, daß Du böſe werden wirſt."

„Ich glaube Das nicht. Es wird gut ſein, wenn wir mit einander über dieſe Dinge in's Klare kommen. Sprich Dich aus, Daiſy.

„Ich wollte ſagen, Papa —"

Daiſy fürchtete ſich, weiter zu ſprechen. Mr. Randolph bückte ſich wieder und küßte ſie, und zwar mehrere Male.

„Papa, ich beabſichtige durchaus nicht, Dich böſe zu machen," ſagte Daiſy mit höchſtem Eifer — „aber — wenn nun — Papa, ich meine — biſt Du ein Diener des Herrn Jeſus?"

Mr. Randolph ſtutzte.

„Ich bemühe mich, meine Pflicht zu erfüllen, Daiſy," ſagte er kalt. „Ich weiß nicht, was Du unter den Ausdrücken verſtehſt, deren Du Dich bedienſt."

„Papa, ich meine," ſagte Daiſy mit ſchüchternen Geſicht, „wenn ich Etwas bin, was Du nicht biſt, dann denkſt Du vielleicht auch nicht ſo, wie ich denke."

„Wenn Du Etwas biſt, was ich nicht bin? Was meinſt Du damit?"

„Ich meine Das, Papa, wovon ich eben wünſche, daß Du es wiſſen möchteſt, nämlich, daß ich ein Diener Jeſu bin."

„Nun — und?"

„Papa, wenn ich ein Diener Jeſu bin, und Du nicht, würdeſt Du dann vielleicht nicht anders über dieſe Gebote denken, als ich darüber denken muß?"

„Du meinſt alſo, daß unſere Gedanken nicht mit einander übereinſtimmen würden?"

„Papa, Das könnte wohl ſein."

„Was ſollen wir denn dann thun, Daiſy?"

Daiſy ſah ihren Vater nachdenklich und etwas traurig an. Es lag eine größere Gedankenlaſt hinter der kleinen Stirn, als er gern ſah. Dies konnte nicht ſo fortgehen. Man mußte mit der Sache in's Klare kommen.

„Willſt Du eine andere kleine Perſon ſein, als

wie Du bisher gewesen bist, Daisy?" fragte ihr Vater.

„Ich weiß es nicht, Papa — ich glaube —"

„In welcher Beziehung möchtest Du anders sein?"

„Das kann ich nicht sagen. Ich möchte es aber gern."

„Ich möchte aber lieber, daß Du so bliebest, wie Du bist, Daisy."

Mr. Randolph beugte sich wieder auf das zu nachdenkliche Geschichtchen herab.

Daisy umschlang seinen Hals und hielt ihn fest. Nur durch ihre außerordentliche Selbstbeherrschung gelang es ihr, die Thränen zurückzuhalten, und als Mr. Randolph den Kopf wieder erhob, waren ihre Augen vollständig trocken.

„Willst Du meine gute, kleine Daisy sein und das Denken mir überlassen?" fragte Mr. Randolph zärtlich.

„Papa, ich kann nicht."

„Ich will Dich nicht anders, als so wie Du mir gefällst, Daisy."

„Was soll ich denn dann thun, Papa?"

„Mir gehorchen und damit zufrieden sein."

„Papa, ich bin aber doch ein Diener des Herrn Jesus Christus," sagte das Kind mit ernster Miene.

„Ich beabsichtige nicht, daß meine Gebote mit irgend einer höheren Macht in Conflikt gerathen sollen.“

„Papa — wenn nun — Dies aber doch der Fall wäre?“

„Das muß ich beurtheilen. Du bist ein kleines Kind, Du mußt das Gesetz von meinem Munde empfangen, bist Du älter bis.“

„Papa, wie wäre es aber nun, wenn ich dächte, die Bibel mir geböte, Etwas zu thun, was sie mir nach Deiner Ansicht nicht gebietet?“

„Ich rathe Dir, meinem Urtheil zu folgen, wenn Du zwischen uns Frieden erhalten willst. Ich will Dies nicht mehr in Frage gezogen sehen.“

Daisy kämpfte, wie man deutlich bemerken konnte, mit sich selbst, und obgleich sie nicht weinte, so stieg ihr doch die Röthe in's Gesicht, und ihre Lippe zitterte. Sie war eine Weile ganz still, und Mr. Randolph saß bei ihr, indem er sie beobachtete. Der Kampf dauerte einige Minuten, bis sie etwas überwunden hatte, was sie nicht sagen wollte. Dann schloß sie die Augen, und ihr Gesicht wurde ruhig.

Mr. Randolph wußte nicht, was er von ihr denken sollte.

„Daisy — — — —“

„Was denn, Papa?“

„Ich glaube nicht, daß wir dieſe Sache erledigt haben.“

„Ich glaube Das auch nicht, Papa.“

„Was iſt hier zu thun? Es ſchickt ſich nicht für Dich, mein Töchterchen, Deinen Willen dem meinigen gegenüber zu ſtellen.“

„Papa, es iſt nicht mein Wille.“

„Wie nennſt Du es denn?“

„Papa, es iſt durchaus nicht mein, ſondern Gottes Wille.“

„Nimm Dich in Acht, Daiſy,“ ſagte ihr Vater. „Du ſollſt Das nicht ſagen. Mein Wille wird ſich nie der Macht widerſetzen, von der Du ſprichſt.“

„Papa, ich will aber nur dieſer Macht gehorchen.“

„Aber bedenke, daß ich über Das, was Du thun willſt, zu urtheilen habe.“

„Papa,“ ſagte Daiſy eifrig, „wird Das nicht gehen? Wenn ich denke, daß Etwas in der Bibel ſteht, darf ich es Dir nicht zeigen, damit Du es anſiehſt?“

„O ja.“

„Und wenn Du denkſt, daß es darin ſteht, ſo erlaubſt Du mir wohl, es zu thun?“

„Was zu thun?“

„Was die Bibel zu thun befiehlt, Papa.“

„Ich glaube, daß ich Das verſprechen kann,

Daiſy," ſagte Mr. Randolph zweifelhaft, als ob er nicht ganz gewiß wüßte, was er verſpräche.

„Das wird alſo gehen, Papa! Das iſt nett."

Daiſy's Geſicht drückte ſo gänzliche Befriedigung über dieſes Uebereinkommen aus, daß Mr. Randolph ein ernſtes Geſicht machte.

„Nun haſt Du genug für heute geplaudert und Dich aufgeregt," ſagte er. „Du mußt ruhig ſein."

„Kann ich es Mama nicht ſagen, wenn ſie kommt?"

„Was denn, Daiſy?"

„Ich meine Das, was ich Dir geſagt habe, Papa."

„Nein. Warte bis morgen. Warum willſt Du es ihr erzählen, Daiſy?"

„Papa, ich glaube, ich muß Das thun. Ich will, daß Mama es wiſſe."

„Du haſt ſehr ſtarre Begriffe von Pflicht. Aber dieſe Pflicht kann bis zu einem anderen Tage warten."

Daiſy mußte länger als einen Tag warten, ehe ſich ihr eine günſtige Gelegenheit bot, denn die nächſten Beſuche ihrer Mutter waren zu unruhig, zu unbefriedigend und auch zu kurz, um Daiſy eine günſtige Gelegenheit zu bieten, gehört zu werden.

Endlich kam ein günſtiger Morgen. Es war milderes Wetter, Daiſy ſelbſt befand ſich ſehr wohl

und litt wenig Schmerzen, Miſtreß Randolph ſah gut gelaunt aus und hatte ſich mit ihrer Klöppelei niedergeſetzt, als ob ſie beabſichtigte, ihrer Tochter einen längern Beſuch abzuſtatten. Mr. Randolph ſchlenderte am Kopfende von Daiſy's Lager hin und her, ſo daß dieſe ihn nicht ſehen konnte.

„Mama," fing das Kind an, „ich möchte Dir gern Etwas ſagen."

„Da haſt Du jetzt eine günſtige Gelegenheit, Daiſy. Ich bin bereit."

Daiſy warf einen haſtigen, ſcheuen Blick auf die weiße Hand, die den Klöppel heraus- und hereinfliegen ließ. Dieſe weiße Hand!

„Es iſt nicht viel, Mama," ſagte ſie dann. „Es iſt nur — ich will nur, daß Du es weißt — daß ich ein Chriſt bin."

„Daß Du was biſt?" fragte Miſtreß Randolph kalt.

„Ein Chriſt, Mama."

„Bitte, was meinſt Du damit?"

„Daß ich ein Diener Chriſti bin, Mama."

„Wann haſt Du Das herausgefunden, Daiſy?"

„Vor einiger Zeit, Mama. Einige Zeit — vor — meinem Geburtstag."

„Du haſt alſo Das herausgefunden. Wofür hältſt Du mich denn?"

Daisy schwieg.

„Nun, warum sprichst Du nicht? Antworte mir."

„Mama, ich weiß nicht, wie ich Dir antworten soll," sagte Daisy, einen Augenblick erröthend.

Ihre Mutter beobachtete sie und sagte:

„Ich werde Dich nicht ein drittes Mal fragen, Daisy."

„Mama," sagte das Kind leise, „ich denke nicht, daß Du Das bist, was ich unter einem Christen verstehe."

„Das meinst Du also! Das dachte ich mir. Nun, wirst Du fortfahren und mir sagen, was Du unter ‚einem Christen' verstehst?"

„Ein Christ," sagte Daisy, indem sich ihre Augen mit Thränen füllten, „ein Christ ist eine Person, die den Herrn Jesum liebt und ihm gehorcht."

„Ich hoffe," sagte Mistreß Randolph zu ihrem Gatten, „daß Du mit diesem Muster des neuen Christenthums zufrieden bist. Pflichttreue und Ehrerbietung sind auf glückliche Weise mit einer angenehmen Mischung von Demuth und Bescheidenheit vereinigt. Was erwartest Du von mir nach dieser Ankündigung, Daisy?"

„Nichts, Mama," sagte Daisy schüchtern.

„Ich glaube, Du denkst, daß mein Christenthum

ſich dem Deinigen anpaſſen müſſe. Dachteſt Du Das?"

„Nein, Mama."

„Es würde auch ſehr albern von Dir ſein, denn es wird vielmehr das Gegentheil geſchehen. Du mußt Dein Chriſtenthum dem meinigen anpaſſen."

„Ich wollte nur, daß Du wüßteſt, welches das meinige wäre, Mama."

„Deins iſt daſſelbe, wie das meinige, Daiſy. Was ich für recht für Dich halte, Das mußt Du thun. Ich will mir nicht wieder vorwimmern laſſen, was Du biſt, verſtehſt Du? Nie wieder. Ich habe Dir dieſes Mal zugehört, aber es war das letzte Mal. Wenn ich noch eine Silbe von Dem, was Du biſt, oder von Deinem Chriſtenthum höre, ſo werde ich es Dir auszutreiben wiſſen. Du biſt weiter Nichts, als meine Daiſy; Du biſt eine Jüdin, wenn ich es ſo haben will."

Mr. Randolph machte eine unruhige Bewegung, allein die Dame klöppelte mit ihren weißen Fingern darauf los, ohne ihn zu beachten.

„Was willſt Du denn thun, daß Du mich um meine Erlaubniß auf ſolchen Umwegen bitteſt? Was willſt Du denn thun, wovon Du denkſt, daß es mir nicht gefallen wird?" hob Miſtreß Randolph nach einer Weile wieder an.

Daisy zögerte erst, dann aber sagte sie zu Mr. Randolph's Erstaunen kühn:

„Ich fürchte, sehr viel, Mama."

„Nun, Du weißt jetzt, was Du zu erwarten hast," sagte Mistreß Randolph.

Dann ließ sie ihre Arbeit ruhen und sagte zu ihrem Gatten:

„Bitte, ich will nach Hause. Die Sonne fängt nur desto heißer an zu scheinen, je länger ich hier bleibe."

Mr. Randolph stand hinter Daisy, beugte sich zu ihr und hielt ihr Gesicht in beiden Händen, indem er sagte:

„Was möchtest Du denn von zu Hause geschickt haben, Daisy?"

„Nichts, Papa."

„Möchtest Du, daß Preston Dich besuchte?"

„Wenn er gern will, Papa."

„Er hat nur auf meine Erlaubniß gewartet, und wenn Du willst, will ich ihm die Deinige geben."

„Er kann kommen. Ich möchte ihn sehr gern sehen."

„Du kannst jetzt auch einige Bücher bekommen, Daisy. Willst Du nicht gern einige haben?"

„Ich möchte gern ‚Sandford und Merton,' lesen, Papa, und wenn Preston kommt, werde ich ihm sagen, was ich außerdem noch möchte."

Mr. Randolph ſtrich immer noch Daiſy's Haar an beiden Seiten ihres Köpfchens glatt, während Miſtreß Randolph ſich für für Nachhauſefahrt zurecht machte und zu ihrem Gatten ſagte:

„Biſt Du bereit?"

„Das könnte ich nicht ſagen," erwiderte der Herr, indem er ſich bückte, um Daiſy's Stirn zu küſſen, „aber ich will mit Dir gehen. Nur Eins möchte ich verſtanden wiſſen. Aus Gründen, welche mir genügen, iſt es Daiſy verboten, von jetzt an Sonntags zu ſingen, ausgenommen, wenn ſie es in der Kirche thun will. Ich erwähne es, Felicia, damit Du nicht von ihr verlangſt, was ich ihr verboten, und dadurch Mißverſtändniſſe herbeiführſt."

Miſtreß Randolph gab hierauf keine Antwort, ſondern ging nach der Thür. Daiſy, deren Augen vor Freude glänzten, ſchlang die Arme um ihres Vaters Hals, als er ſich beugte, ſie zu küſſen, und flüſterte mit inniger Umarmung:

„Ich danke Dir, Papa!"

Mr. Randolph küßte ſie nur und folgte dann ſeiner Gattin. Die Nachhauſefahrt ging äußerſt ſchweigſam vor ſich.

Viertes Kapitel.

Es geschah, daß Juanita an diesem Tage Geschäfte hatte, die sie einen guten Theil des Morgens in dem Außengebäude aufhielten, welches einen Theil ihrer Räumlichkeiten bildete.

Dann und wann kam sie herein, um zu sehen, wie es Daisy ginge, im Ganzen aber verbrachte diese den Morgen doch allein, und als Juanita endlich hereinkam, um bei ihr zu bleiben, kam es Ersterer vor, als ob das Kind bleicher und schmäler als gewöhnlich aussähe.

„Ist es Ihnen nicht wohl, liebe Daisy?“ fragte Juanita.

„O ja, Juanita; ich bin ein Wenig müde. Sind Sie fertig mit Waschen?“

„Es iſt Alles fertig. Ich bin zu Allem bereit, was Sie von mir haben möchten, liebe Miß Daiſy?"

„Iſt Waſchen, nicht eine ſehr unangenehme Arbeit, Juanita?"

„Ich denke nicht daran, weil es meine Arbeit iſt," ſagte die Frau zufrieden. „Es iſt Alles gute Arbeit, die ich für den Herrn thun kann."

„Aber dieſe Arbeit, Juanita! Wie können Sie das von dieſer Arbeit ſagen?"

„Wenn der Herr Arbeit giebt, ſo will er, daß ſie für ihn gethan wird. Gelobt ſei der Herr!"

„Ich verſtehe ſie aber doch nicht, Juanita. Bitte erklären Sie mir es."

„Miß Daiſy, ich kann dieſe Arbeit erſtens mit Freuden verrichten, weil mein Herr mir zu arbeiten gebietet, dann mit Dank, weil er mir Kraft und Stärke dazu giebt. Auch bemühe ich mich, meine Arbeit ſo gut als möglich zu machen, damit Niemand eine Dienerin des Herrn tadele. Ferner, Miß Daiſy, kann ich auch Geld damit verdienen, um das ſegensreiche Wort des Herrn Denen zu ſenden, die noch im Dunkel ſitzen, wo auch ich herkomme. Ich kann auch bei meiner Arbeit beten und den Herrn bitten, mein Herz für ſeine Herrlichkeit rein zu waſchen, gleichwie ich befleckte Sachen wieder weiß waſche. Dann habe

ich auch Freude bei meiner Arbeit, weil ich weiß, daß der Herr mein Gebet erhört."

„Ich glaube, Sie ſind ſehr glücklich," ſagte Daiſy.

„Wenn der Herr uns zu dem Brunnen des Lebens führt, dann dürſtet uns nicht mehr," ſagte Juanita ausdrucksvoll.

„Dann, Juanita, denke ich — wenn ich müde werde, hier zu liegen — kann ich da nicht die Arbeit der Geduld verrichten?"

„Jeſus will, daß die Seinen ſehr viel von dieſer Arbeit verrichten," ſagte Miſtreß Benoit zärtlich. „Das iſt auch Arbeit, die ihm gefällt, Miß Daiſy. Sie ſind wohl ſehr müde?"

„Ich denke mir, Juanita, daß ich es nicht ſein ſollte, wenn ich wirklich geduldig wäre. Nicht wahr? Ich glaube, ich bin ungeduldig."

„Miß Daiſy, Sie wiſſen, wer ſeine Lämmer im Herzen trägt."

Daiſy's ermüdetes Geſicht glättete ſich bei dieſen Worten. Sie wendete die Augen nach dem Fenſter, und es lag ein Blick ſanfter Ruhe darin.

„Jeſus weiß, was unſer Kummer iſt," ſagte Juanita. „Er weiß Alles, und er kann auch helfen. Jetzt will ich Ihnen Etwas holen, was Ihnen gut thun wird."

Ehe Dies geſchehen konnte, kam ein ſchwerer,

plumper Tritt den Weg nach dem Hauſe. Man klopfte an die Thür, und es trat eine Perſon ein, die Juanita nicht kannte.

Es war eine Frau von harten Geſichtszügen, in einem altmodiſchen, ſchwarzen Shawl, in den ſie ſich feſt eingehüllt hatte. Sie kam ſofort auf Daiſy's Lager zu.

„Nun, Das muß ich ſagen! Da liegen Sie wirklich hart und feſt!" lautete ihre Begrüßung.

Juanita ſah zu und bemerkte, daß Daiſy ihren Beſuch erkannte, denn ſie lächelte die Frau halb freudig, halb beiſtimmend an.

Dieſe fuhr fort:

„Ich habe davon gehört, das heißt, ich habe gehört, daß Sie den Berg hinaufgegangen wären und Etwas gebrochen hätten, nur konnte ich nicht herausbekommen, was es war. Dann ſagte Hephzibah, daß ſie am Sonntag nach Melbourne gehen wollte, aber ich ſagte ihr: ‚Hephzibah, ich würde nicht den weiten Weg um Nichts machen, Kind; es iſt gewiß etwas Wahres an der Geſchichte, wenn wir Beide auch nicht herausbekommen können, was,' aber Hephziba ſetzte ihren Kopf auf und ging. Glauben Sie wohl, daß ſie weinend zurückkam."

„Warum denn?" ſagte Daiſy mit dem Ausdruck der Spannung.

„Nun, weil Hephzibah Sie nicht finden konnte,

denke ich mir, und weil sie dachte, Sie wären gestorben. Aber nicht wahr, Das sind Sie nicht?"

„Nur mein Fuß und Knöchel sind beschädigt," sagte Daisy lächelnd, „und es geht mir jetzt sehr gut."

„Und haben Sie Etwas gebrochen?"

Mein Knöchel war gebrochen."

„Das muß ich sagen! Sie konnten wohl nicht nach Hause geschafft werden?"

„Nein."

„Das sagten die Leute auch und behaupteten dabei, der junge Soldat habe Sie um's Leben gebracht. Ich hoffe nur, daß er auch selbst nicht mit heiler Haut weggekommen ist."

„Nein, Mistreß Harbonner; es war nicht seine Schuld. Es war ein Unfall. Es hatte Niemand Schuld daran."

„Es würde nicht geschehen sein, wenn ich dabei gewesen wäre, Das kann ich Ihnen sagen!" sagte Hephzibah's Mutter. „Ich halte nicht viel von einem solchen Mann, wenn er es erst auf sich nimmt, auf eine Person Acht zu haben, und läßt sie dann zu Schaden kommen. Wie lange müssen Sie denn in diesem Zustand hier bleiben?"

„Ich weiß es nicht. Ich glaube, daß ich noch vier bis fünf Wochen still liegen muß, ehe mein Fuß geheilt ist."

„Das iſt langweilig, denke ich mir; nicht wahr?“

„Ja, bisweilen.“

„Nun, ich habe immer gedacht, daß den Leuten Nichts geſchähe, wenn ſie gut wären. Das habe ich immer gedacht; das war meine Idee von der Vorſehung. Als mir alles Ueble geſchah, was einen Menſchen auf Erden treffen kann, ſchloß ich, daß Dies daher käme, weil ich durchaus nicht ſo gut wäre, um dieſe Strafe nicht zu verdienen. Nun bin ich geſchlagen, wenn ich Sie hier liegen ſehe. Ich ſehe nicht ein, was das Gutſein für einen Nutzen hat, wenn es keinen bringt.“

„O, Miſtreß Harbonner!“ ſagte Daiſy. „Ich freue mich, daß ich den Fuß gebrochen habe.“

„Nun, Das muß ich doch geſtehen!“ Das war Alles, was Miſtreß Harbonner ſagen konnte. „Sie freuen ſich darüber?“

„Ja, denn es hat mir gar Nichts geſchadet; es hat mir vielmehr viel Gutes gebracht.“

Miſtreß Harbonner ſtand da und ſtierte Daiſy an.

„Die Verheißung iſt gewiß,“ ſagte Miſtreß Benoit: „Denen, die Gott lieben, müſſen alle Dinge zum Beſten dienen.“

Die andere Frau drehte ſich herum und ſah Juanita einen Augenblick mit ihrem ſcharfen, durch-

dringenden Auge forſchend an, dann wendete ſie ſich wieder zu Daiſy und ſag'e:

„Nun, ich glaube, ich kann Hephzibah ſagen, daß ſie Sie nicht eher wiederſehen wird, als bis der Sommer vorbei iſt. Sie kann es ſich folglich nur gleich ganz aus den Gedanken ſchlagen.“

„Glauben Sie, daß Hephzibah gern lernen möchte, Miſtreß Harbonner?“ fragte Daiſy.

„Das glaube ich allerdings.“

„Würde ſie dann nicht hierher kommen und ihre Stunden nehmen? Könnte ſie nicht jeden Tag zu mir hierher kommen, ſo lange ich hier bin?“

„Ich glaube, ſie würde vor Freuden darüber aus der Haut fahren,“ ſagte Miſtreß Harbonner. „Hephzibah iſt ſchrecklich erpicht darauf, Sie zu ſehen.“

„Miſtreß Benoit,“ ſagte Daiſy, „darf das kleine Mädchen jeden Tag zu mir kommen, weil ich hier bin?“

„Sie können ſich beſuchen laſſen, von wem Sie wollen,“ lautete die Antwort.

Es ward demnach ſo feſtgeſetzt, und Miſtreß Harbonner begab ſich fort An der Thür, bis wohin Juanita ſie begleitete, zögerte ſie einen Augenblick, that ein paar Fragen und machte einige Bemerkungen in Bezug auf Daiſy, und Juanita antwortete ihr kurz aber höflich.

„Die arme kleine Kröte," ſagte Miſtreß Harbonner, indem ſie zum letzten Mal ihren Shawl um ſich wickelte. „Iſt ſie nicht ein Wenig wunderlich?

Miſtreß Harbonner flüſterte dieſe Worte leiſe, ſo daß gerade dadurch Daiſy aufmerkſam ward. Obgleich Miſtreß Harbonner hinter dem grünen Vorhang nicht mehr geſehen werden konnte, ſo vergaß ſie doch, daß ſie deßwegen immer noch zu hören war, und außerdem hatte Daiſy gute Ohren. Sie bemerkte, daß Juanita gar Nichts auf dieſe Worte erwiderte und bald darauf die Thür zumachte.

Das Nächſte, was Juanita zu thun hatte, war, Daiſy etwas Obſt zu geben.

Während Daiſy aß, wunderte ſie ſich im Stillen ein Wenig darüber, welche Aehnlichkeit mit einer Kröte Miſtreß Harbonner wohl in ihr entdeckt haben könnte, und der Vergleich erſchien ihr nicht ſehr ſchmeichelhaft.

Dann dachte Daiſy auch darüber nach, was wohl der Grund ſein möchte, daß Jemand ſie für „wunderlich" halten könnte.

Sie ſagte Nichts darüber, obgleich ſie Miſtreß Benoit einen kleinen Bericht von Hephzibah und dem Grund der vorgeſchlagenen Reihenfolge ihrer Beſuche erſtattete.

Inmitten dieſer Erzählung erklang ein fröhliches:

„Daiſy!“ an ihrer anderen Seite, und als ſie den Kopf herumdrehte, erblickte ſie Preſton's Geſicht am Fenſter.

„O, Preſton!“ rief Daiſy und gab Miſtreß Benoit die Untertaſſe mit den Erdbeeren zurück, ohne aufzuſehen, „ich freue mich ſehr! Ich habe auf Dich gewartet. Haſt Du meine Bücher mitgebracht?“

„Wo denkſt Du denn, daß ich geweſen bin, Daiſy?“

„Ich weiß es nicht. Auf der Jagd! Nicht wahr?“

Daiſy's Auge erblickte den Lauf einer Vogelflinte, deren Mündung ſich am Fenſter zeigte. Preſton hob, ohne zu antworten, ſeine Jagdtaſche in die Höhe und zeigte Daiſy die bunten Federn von kleinen darin ſteckenden Vögeln.

„Du biſt alſo doch auf der Jagd geweſen!“ wiederholte Daiſy in einem Tone, der ein Gemiſch von Mißbilligung und Furcht verrieth. „Es iſt ja jetzt nicht September.“

„Es war aber ein Hauptvergnügen, Daiſy,“ ſagte Preſton und ließ die Jagdtaſche wieder los.

„Ich halte es für ein ſehr erbärmliches Vergnügen,“ ſagte Daiſy. „Ich wollte, die Vögel lebten wieder und könnten herumfliegen.“

„Das wünſche ich auch, damit ich ſie noch ein Mal ſchießen könnte.“

„Das iſt aber grauſam, Preſton!“

„Unſinn, Daiſy. Sei nur nicht zu weichherzig. Die Vögel ſind dazu geſchaffen, daß man ſie tödte. Wozu nützen ſie denn weiter?“

Wenn Daiſy auch keine Erfahrung beſaß, ſo hatte ſie doch einen Verſtand, der die Stelle der Erfahrung vertrat und ihr im gegenwärtigen Falle Schweigen anrieth. Sie ſchwieg alſo und blickte mit innerem Abſcheu auf die ruchloſe Mündung der Vogelflinte.

„Haſt Du mir ‚Sandford und Merton‘ mitgebracht, Preſton?“ fragte Daiſy nach einer Weile.

„‚Sandford und Merton?‘ Meine liebe Daiſy, ich bin in der ganzen Welt herumgewandert, weißt Du — wenigſtens auf dieſer Seite der Erde — und ich war zu weit von Melbourne entfernt, um auf dieſem Wege hierher Dein Buch holen zu können, denn wenn ich es gethan hätte, ſo wäre ich zu ſpät hierher gekommen. Du ſiehſt ja, wie tief die Sonne ſchon am Himmel ſteht.“

Daiſy ſagte Nichts, aber es war ihr unmöglich, ſich ſoweit zu beherrſchen, daß ſie eine Miene der getäuſchten Erwartung zu unterdrücken vermocht hätte. Sie hatte ſo auf das Buch gerechnet, ſie war es ſo

überdrüſſig, ſtill zu liegen und Nichts thun zu können. Sie wollte ſehr gern mehr von dem Hauſe leſen, welches Harry und Tommy bauten. Es würde ihr Dies eine große Erquickung geweſen ſein.

„Sei nur luſtig, Daiſy," ſagte Preſton. „Ich will Dir morgen Bücher herbringen und Dir daraus vorleſen, wenn Du willſt. Was ſoll ich denn bringen?"

„Ach, Preſton, ich möchte gern Etwas über Trilobiten wiſſen!"

„Daiſy, da könnteſt Du ebenſogut Etwas über den Mittelpunkt der Erde erfahren wollen! Dahin gehören doch Trilobiten."

„Von dem Mittelpunkt der Erde möchte ich Etwas wiſſen," ſagte Daiſy. „Iſt da irgend Etwas?"

„Ob Etwas im Mittelpunkt der Erde iſt? Das wollte ich meinen!"

„Aber ich meine, ob irgend Etwas außer Erde dort iſt," ſagte Daiſy.

Preſton brach in Lachen aus und ſagte:

„O, Daiſy, Daiſy! Wäre es nicht beſſer, zu lernen, was es auf der Oberfläche der Erde giebt, ehe wir ſo tief in dieſelbe hineingraben?"

„Nun, Preſton, mein Trilobit ward ja auf der Oberfläche der Erde gefunden."

„Daiſy, es würde Dich nicht intereſſiren," ſagte

Preſton ernſt, „Du würdeſt tief in etwas Anderes als in die Erde eindringen müſſen — und zwar ſo tief, daß es Dich ermüden würde. Laß den Trilobiten in Ruhe, und wir wollen lieber morgen Grimm's Mährchen vornehmen — nicht wahr? Oder was willſt Du ſonſt haben?"

Daiſy ſchwieg einen Augenblick geduldig, und dann trat Dr. Sandfort ein. In ſeiner Gegenwart war Preſton ſtumm und bei der ärztlichen Procedur des Doctors ſo ernſt, wie dieſer ſelbſt. Inmitten der allgemeinen Stille fragte Dr. Sandford:

„Wer ſprach denn von Trilobiten, als ich eintrat?"

„Preſton ſprach davon," ſagte Daiſy, da Niemand weiter antworten zu wollen ſchien.

„Was ſagte er denn davon?"

„Er glaubt, daß ich kein Intereſſe daran finden würde," ſagte Daiſy.

„Was weißt Du denn von Trilobiten?" fragte Dr. Sandford, indem er jetzt ſeine blauen Augen auf Daiſy richtete und ſie ſcharf anblickte. Er bemerkte, daß ſie müde ausſah.

„Ich beſitze ſelbſt einen ſehr ſchönen Trilobiten," ſagte Daiſy. „Juanita, bitte, bringen Sie ihn her."

Der Doctor ergriff den Steinfiſch, drehte ihn hin und her, und ſein Blick verrieth, wie Daiſy bemerkte,

daß es ein schönes Exemplar sei. Die Weise, in der er damit umging, befriedigte Daisy sehr.

„Das ist also eine Deiner Spielsachen, Daisy, nicht wahr?"

„Nein, Sir, es ist keine Spielsache, aber ich sehe es gern an."

„Warum denn?"

„Ich halte es für so wunderbar und schön."

„Aber, Dr. Sandford, sagen Sie doch Daisy," hob Preston an, „daß Dies Sachen sind, die sie noch nicht verstehen kann. Sie will, daß ich ihr Bücher über Trilobiten bringe."

„Nicht wahr, die Zeit wird Dir lang, Daisy?" fragte der Doctor.

„Nein, Sir, nur, wenn ich Nichts zu thun habe."

„Was hast Du heute gethan?"

„Nichts, Sir, nur mit Papa und Mama gesprochen, und Etwas wegen eines kleinen Mädchens besorgt."

Die altkluge Miene, womit Daisy Dies sagte, spottete aller Beschreibung, besonders da dieselbe erst nach einer kleinen gedankenvollen Pause zum Vorschein kam. Preston brach darüber in Lachen aus, aber Dr. Sandford vergaß sich nicht so, sondern blickte

Bayerische Staatsbibliothek München

Daisy nur schnell mit seinen ernsten blauen Augen an. Dann sagte er:

„Es würde ein Werk der Barmherzigkeit sein, Dich mehr wie bisher zu beschäftigen. Du hast wunbare Sachen wohl gern, Daisy?“

„Ja, sehr, wenn ich Etwas davon verstehe.“

„Nun, ich bin erbötig, Dir von Allem zu erzählen, was Dir gefällt — was ich natürlich weiß — von allen wunderbaren Dingen, die Du morgen von Deinem Fenster aus sehen kannst.“

Der Doctor und Preston gingen zusammen fort und ließen Daisy, wenn sie auch keine Bücher hatte, in einem Zustand großer Aufregung und Freude zurück.

Den übrigen Theil des Abends beschäftigte sich ihr kleiner Kopf abwechselnd damit, sich die Beobachtungen des nächsten Tages vorzustellen und sich im Stillen zu fragen, was sie wohl von ihrem Fenster aus wahrnehmen könnte, um mit dem Doctor darüber zu sprechen.

Daisy hielt ihr Fenster für nicht vielversprechend, denn man konnte von demselben aus nur Bäume und ein Stückchen Straße sehen. Es gingen auch wenig Leute vorüber, und wenn Dies selbst der Fall gewesen wäre, was konnte dann weiter Wunderbares dabei sein? Daisy fürchtete halb, daß sie Nichts finden würde, um mit dem Doctor darüber zu sprechen, und Das würde sie sehr gekränkt haben.

Daiſy und Juanita wachten Beide ziemlich früh auf. Daiſy's Schlaf war leicht, da ſie den ganzen Tag dalag, ohne herumlaufen und ſich müde machen zu können. Sie hatte daher die Augen gewöhnlich ſchon aufgeſchlagen, ehe die Sonne noch hoch genug ſtand, um hinein ſcheinen zu können.

Juanita war immer noch früher auf und angekleidet. Wie viel früher es war, konnte Daiſy freilich nicht wiſſen, ſie konnte aber gewiß ſein, bei ihrem Erwachen die Stimme ihrer Freundin zu hören, wie ſie ihre Gebete ſprach, entweder in dem andern Zimmer, oder draußen vor dem Hauſe.

Juanita kam nicht eher zu Daiſy herein, als bis dieſe ſchon ziemlich lange wach gelegen und Muße gehabt hatte, über Vieles nachzudenken. Daiſy fand, daß Dies eine geeignete Zeit für ihre eigenen Gebete ſei, denn ſie hörte weiter gar Nichts, als die leiſe Stimme Juanita's und das helle Trillern und Zwitſchern der Vögelchen in den Bäumen. Keiner dieſer Töne konnte Daiſy ſtören, und es lag Nichts als Wonne, Freude und Melodie darin.

Nach und nach, wenn die Baumſpitzen in der Morgenſonne zu glühen anfingen, und Daiſy Dies beobachtete und einen der gefiederten Sänger, die dort oben ſo fröhlich waren, zu erſpähen ſuchte, hörte ſie

einen anderen Ton an ihrem Bett, oder fühlte sich leicht berührt, und Juanita stand da.

Diese war so heiter, wie der junge Morgen, soweit sie nämlich ihrem Charakter und ihrer Weise nach heiter sein konnte. Sie beugte sich über Daisy, um zu sehen, wie sie sich befände. Sobald Juanita sich über diesen Punkt beruhigt hatte, pflegte sie den Geschäften des Morgens nachzugehen, indem sie zuerst Feuer anzündete und den Kessel darüber hing.

Daisy bat Juanita gewöhnlich, die Thür offen zu lassen, so daß sie, obgleich sie ihr nicht mit den Augen folgen und sie sehen konnte, doch hörte, was Juanita that.

Daisy lauschte gewöhnlich, um zu hören, wie die Späne zum Anzünden und das Holz in den Ofen gelegt wurden; sie kannte dieses Geräusch. Dann hörte sie, wenn das Schwefelhölzchen angezündet und an die Späne gehalten ward; sie liebte das Geräusch der knisternden, rasch auflodernden Flamme, denn Dies war ein freundliches Zeichen, daß der Kessel allmählich kochen würde.

Zuerst aber lauschte Daisy darauf, wie Juanita durch das Gras eilte, um an den Brunnen zu gehen, und Daisy horchte so gespannt, daß sie nach einer Weile fast sagen konnte, ob das Gras trocken, oder schwer vom Thau sei.

Juanita nahm stets den Kessel mit zum Brunnen, und wenn sie zurückkam, konnte Daisy das Geklirr des Eisens am Ofen hören, wenn der Kessel darauf gesetzt ward.

Nach einer Weile kam Juanita aus der Küche herein und fing an, das Zimmer aufzuräumen.

Wie nett sie das that! Ganz wie eine vollkommene Krankenpflegerin, die sie in der That auch war. Sie machte keinen Staub, kein Geräusch, keinen Lärm; sie war still wie eine Maus, und dabei doch wachsam wie eine Katze. Die flinke alte Frau ging ohne Störung im Zimmer umher und machte Alles nett, sauber und frisch. Auch pflegte sie immer frische Blumen in die kleine Vase zu stecken, die entweder auf dem Kaminsims, oder dem Tisch stand, denn eher schien ihr nicht Alles in Ordnung zu sein.

Wenn dies Alles geschehen, widmete sich zunächst ihre Aufmerksamkeit Daisy selbst, und nie hatte Daisy in ihrem Leben bessere Pflege genossen, als jetzt. Wenn Juanita eine Krankenpflegerin war, so war sie auch eine Kammerfrau von den ausgezeichnetsten Eigenschaften. Es war ein wirkliches Vergnügen, sie an Daisy's Lager so behilflich zu sehen, und aus diesem Grunde ward die ganze Morgenarbeit, wie Juanita sie verrichtete, für Daisy zu einer regelmäßigen und unfehlbaren angenehmen Unterhaltung.

Inmitten dieſer Beſchäftigungen erwärmte jeder Blick in das edle, ſanfte Geſicht Juanita's Daiſy's Herz und gewährte dieſem noch etwas Beſſeres, als bloße Unterhaltung. Daiſy fing an, Juanita ſehr lieb zu gewinnen.

Auch dieſen Morgen mußten alle dieſe Geſchäfte wie gewöhnlich durchgemacht werden, und indem Miſtreß Benoit die kleine Patientin in einem glücklichen, erfriſchten Zuſtande zurückließ, ging ſie fort, das Frühſtück zurecht zu machen. Wie alles Andere, that ſie auch Dies wunderſchön. Sie kam bald mit einem Bret und einer weißen Serviette herein, die ſo weiß und von ſo feinem Damaſt war, wie es eine nur ſein kann.

Denn Juanita beſaß noch verſchiedenartige Schätze außer grünen Wollendamaſtvorhängen. So lag zum Beiſpiel auf dieſem Bret nicht nur eine ſchöne Damaſtſerviette, ſondern es ſtand auch eine feine Porzellantaſſe darauf, die Daiſy ſehr ſchön fand. Es war eine ebenſo dünne und feine Taſſe, wie die, deren man ſich in Melbourne Houſe bediente, und mit einer zierlichen, hellrothbraunen Blumen- und Blätterguirlande bemalt. Der Teller, der noch auf dem Brete ſtand, paßte nicht zu der Taſſe, denn es war nur ein gewöhnlicher, kleiner, weißer Teller, aber das ſchadete Nichts. In

der kleinen braunen Taſſe war der Thee, und Daiſy trank mit vollſtändiger Befriedigung daraus.

Juanita hatte ausgezeichneten Thee, und wenn er verbraucht war, ſo wurde hinreichender Vorrath ſowohl hiervon wie von allem Anderen von Melbourne geſchickt. So ſah man denn heute auf dem Brete nicht nur die braunen, geröſteten Brotſchnitten, wie Daiſy ſich dachte, ſondern große Antwerpener Himbeeren, die, wie Daiſy dachte, das Frühſtück zu dem allerbeſten machten, das je eingenommen werden konnte. Sie war dieſen Morgen ſehr fröhlich.

„Juanita," ſagte ſie, „ich habe ſchon Etwas für Dr. Sandford gefunden."

„Was meinen Sie, Miß Daiſy?"

„Wiſſen Sie es denn nicht? Haben Sie es geſtern nicht gehört? Er hat mir Etwas zu thun gegeben. Er hat geſagt, daß er mir von allem Wunderbaren, das ich im Lauf des Tages ſehen würde, erzählen wollte, und ich habe ſchon Etwas gefunden."

„Mir erſcheint Alles wunderbar, was der Herr geſchaffen," ſagte Juanita. „Denken Sie denn, Miß Daiſy, daß Dr. Sandford Ihnen etwas Ausführliches davon erzählen kann?"

„Nun, ich denke mir, daß er ſehr viel weiß, Juanita."

„Wenn er nur noch Eins wüßte," ſagte Miſtreß

Benoit. „Da iſt er, Miß Daiſy; er kommt heute ſehr zeitig.“

Er kam allerdings ſehr zeitig, aber er hatte dieſen Morgen einen langen Ritt zu machen und konnte daher Daiſy nur einen kurzen Beſuch abſtatten. Schweigend und ohne ſich aufzuhalten, beſichtigte er ihren Fuß, lächelte ſie an, griff mit den Fingerſpitzen in die Himbeerſchüſſel, nahm eine Himbeere und ging dann ſchnell fort.

Daiſy lächelte ſonderbar. Sie ergötzte ſich ſehr an ihm.

Sie fragte Juanita nicht, was dieſe mit dem „Einen“ meinte, denn ſie wußte es ſehr wohl, oder glaubte es wenigſtens zu wiſſen.

Den ganzen Tag war ſie ſehr vergnügt, denn ſie gab Achtung, um Wunderbares zu bemerken. Ihre Eltern beſuchten ſie wie gewöhnlich, und Preſton kam und brachte ihr Bücher. Auch Hephzibah kam und hatte ein Wenig Unterricht, aber ihr Verſtand war wie ihr Haar und zertheilte ſich in die verſchiedenſten Richtungen.

Es war ſehr ſchwer, ihr den Unterſchied zwiſchen a, b, a b und b, a, b a beizubringen, und Das war ſehr entmuthigend.

Daiſy mühte ſich mit ihr ab, bis ſie erſchöpft war, und freute ſich ſehr, ſtill liegen und aus-

ruhen zu können, bis Juanita ihr das Mittageſſen brachte.

Wie der Doctor erſt ſehr früh gekommen war, ſo kam er jetzt ſehr ſpät. Es war beinahe Sonnenuntergang, als er kam, und Daiſy fühlte ſich etwas getäuſcht, denn ſie bildete ſich ein, daß er ermüdet ausſähe.

Er ſagte erſt Nichts, beſichtigte Daiſy's Fuß mit der größten Ernſthaftigkeit, plötzlich aber fragte er, ohne aufzublicken:

„Was für wunderbare Dinge haſt Du heute geſehen?"

„Ich fürchte, daß Sie ermüdet ſind, Dr. Sandford," ſagte Daiſy ſehr ſanft.

„Was wäre denn dann?"

„Dann würde es Sie noch mehr ermüden, wenn Sie mit mir ſprächen."

„Du haſt etwas Wunderbares geſehen, nicht wahr?" ſagte der Doctor, indem er Daiſy anblickte.

„Ich habe allerdings mehrere wunderbare Dinge geſehen, Sir."

„Wir wollen über Eins auf ein Mal ſprechen, ſagte der Doctor. „Ich bin wirklich müde, denn ich bin ziemlich ſiebenzig Meilen weit geritten, da ich bald dieſen, bald jenen Weg zu machen hatte. Haben Sie etwa eine Taſſe Milch für mich, Miſtreß Benoit?"

Daiſy winkte Juanita und flüſterte ihr Etwas zu. Das Reſultat davon war, daß Juanita mit der Milch zugleich einen Teller der herrlichen Himbeeren brachte.

Der Doctor ſah Daiſy groß mit ſeinen ernſten Augen an, als er am Fuß ihres Lagers ſtand, und las mit ſeinem Zeigefinger und Daumen die Himbeeren von dem Teller, wie er dieſen Morgen ſchon die eine genommen hatte.

„Nun, welches ſind denn die wunderbaren Dinge, die Du geſehen haſt?“ fragte er dann.

„Sie ſind heute aber zu ermüdet, Dr. Sandford.“

„Wir wollen wenigſtens über Nummer Eins ſprechen. Verſprechungen müſſen gehalten werden, Daiſy, Geſchäft iſt Geſchäft. Haſt Du denn ſo ſchwere Arbeit für mich? Was war denn das Erſte?“

„Das erſte wunderbare Ding, welches ich geſehen — oder an das ich wenigſtens gedacht habe“ — ſagte Daiſy, „war die Sonne.“

Der Doctor aß mehrere Himbeeren, ohne zu ſprechen, indem ein ſeltſames Lächeln um ſeinen Mund zuckte.

„Erwarteſt Du, daß ich Dir davon erzähle?“ fragte er dann.

„Sie haben doch geſagt, Geſchäft wäre Geſchäft,“ ſagte Daiſy mit eben ſolchem Ernſt, wie der Doctor.

„Ich bin nur froh, daß Dir nicht der Gedanke

an das ganze Weltall eingefallen iſt," ſagte er. „Das würde ziemlich unbequem geweſen ſein, um an einem Abend damit fertig zu werden. Was möchteſt Du, das ich Dir von der Sonne erzähle?"

„Ich weiß ganz und gar Nichts davon," ſagte Daiſy. „Ich möchte gern Alles wiſſen, was Sie mir erzählen wollen."

„Das Erſte, woran ich denke," ſagte der Doctor, „iſt Das, daß die Sonne dieſe Himbeeren zur Reife gebracht hat."

„Das weiß ich," ſagte Daiſy. „Ich möchte aber gern wiſſen, was die Sonne iſt."

„Die Sonne! Nun, das iſt ein dunkler, runder Körper, wie unſere Erde, nur bedeutend größer," ſagte der Doctor.

„Dunkel!" ſagte Daiſy höchſt erſtaunt.

„Gewiß. Ich habe keinen Grund, etwas Anderes zu glauben."

„Aber Sie haben mich zum Beſten, Dr. Sandford," ſagte Daiſy, die ſich ſehr getäuſcht und auch etwas gekränkt fühlte.

„Ich hielte Dich zum Beſten? Nein, Daiſy. Wenn Du heute ſiebenzig Meilen weit geritten wäreſt, wie ich, ſo würde es Dir nicht wie Lachen zu Muthe ſein. Ich muß Dich wieder daran erinnern, daß Geſchäft Geſchäft iſt."

„Aber Sie meinen doch nicht ernſtlich, daß die Sonne dunkel ſei?“ ſagte Daiſy.

„Ich meine genau Das, was ich ſage; Das kann ich Dir verſichern.“

„Aber die Sonne iſt ja ſo hell, daß wir nicht hineinſehen können.“

„Es iſt allerdings an ihr Etwas ſo hell, daß man nicht hineinſehen kann, aber dieſes Etwas iſt nicht der Körper der Sonne.“

„Dann iſt es das Sonnenlicht.“

„Ich wüßte nicht, daß das Licht von der Sonne käme. Ich habe Dir ſchon geſagt, daß die Sonne ein dunkler Körper iſt.“

„Scherzen Sie auch nicht?“

„Nein,“ ſagte Dr. Sandford, obgleich er jetzt lachte. „Die Sonne iſt, wie Du ſiehſt, ein viel wunderbarerer Körper, als Du Dir dachteſt.“

„Sir, darf ich an Sie jede Frage ſtellen, die ich gern ſtellen möchte?

„Gewiß! Alles, was zum Geſchäft gehört.“

„Woher wiſſen Sie denn, daß die Sonne dunkel iſt?“

„Das iſt ganz klar. Wenn Miſtreß Benoit hinter dem Vorhang ſtände, und Du hätteſt Sie nie geſehen, wie könnteſt Du denn dann wiſſen, daß ſie eine dunkle Haut hat?“

„Nun, Das könnte ich auch nicht wiſſen.“

„O doch — wenn Riſſe in dem Vorhang wären.“

„Aber wovon reden Sie denn, Sir?“

„Ich gebe Dir nur Antwort auf Deine Frage, woher ich denn wiſſe, daß die Sonne ein dunkler Körper ſei.“

„Aber es iſt über der Sonne doch kein Vorhang.“

„Daß Du Das ſagſt, beweiſ't, daß Du kein Naturkundiger biſt, Daiſy, denn, wenn Du Einer wärſt, ſo würdeſt Du nicht immer Deiner Sache ſo gewiß ſein. Es iſt wohl ein Vorhang über der Sonne, und bisweilen ſind Riſſe und Löcher in dem Vorhang — ſo groß, daß wir den dunkeln Körper der Sonne hindurchſehen können.“

„Was iſt denn der Vorhang? Iſt dieſer das Licht?“

„Du kommſt der Sache ziemlich nahe, Daiſy,“ ſagte der Doctor. „Der Vorhang, wie ich es nenne, iſt nicht Licht, ſondern nur Das, wo das Licht herkommt.“

„Was iſt es denn aber, Dr. Sandford?“

„Das iſt ſchon klügeren Leuten als wir ſind, Daiſy, ein Räthſel geweſen. Ich glaube indeſſen, die Behauptung wagen zu können, daß es gleichſam ein Flammenocean iſt, welches den dunkeln Körper der Sonne umgiebt.“

„Und darin ſind Löcher?“

„Bisweilen.“

„Aber das müſſen doch ſehr große Löcher ſein, da man ſie aus dieſer Entfernung ſehen kann?“

„Sie ſind allerdings ſehr groß,“ ſagte der Doctor. „Sie ſind viele Male größer, als unſere ganze Erde.“

„Aber wie wiſſen Sie denn, daß es nur dunkle Inſeln in dem Flammenmeer ſind?“

„Aus verſchiedenen Gründen,“ ſagte der Doctor mit komiſch ernſter Miene. „Einer dieſer Gründe iſt der, daß wir die tiefen, unebenen Ränder der Löcher ſehen können, und daß dieſe Ränder wieder aneinander paſſen.“

„Aber in unſerem Meer könnten doch keine Löcher ſein?“

Dr. Sandford blickte Daiſy lange ernſt an, ſetzte den leeren Himbeerteller bei Seite und nahm auf einem Stuhle Platz. Er ſprach jetzt mit tiefem, ruhigem Ernſte zu Daiſy, als ob ſie eine viel ältere Perſon wäre.

„Unſer Ocean, Daiſy, iſt, wie Du Dich erinnern wirſt, ein Ocean aus flüſſigem Stoff; der Flammenocean aber, der die Sonne umgiebt, iſt ein Ocean aus gasartigem Stoff — oder vielmehr ein Luftocean, in einem Zuſtande von Weißglühhitze. Er berührt die Sonne nicht, umfließt ſie aber auf oder über einer zweiten Atmoſphäre anderer Art — ungefähr in der

Weiſe, wie unſere Wolken über uns in der Luft ſchweben. Du weißt doch, wie die Wolken ſich bald trennen, bald nähern, und ſo kannſt Du Dir denken, daß die leuchtende Hülle der Sonne ſich ſtellenweiſe zertheilt, die Sonne ſichtbar werden läßt und ſich wieder ſchließt."

„Geſchieht Das auf dieſe Weiſe?" fragte Daiſy.

„Gerade ſo."

„Dr. Sandford, Sie haben eben jetzt ein Wort gebraucht, welches ich nicht verſtanden habe."

„Nur eins?" ſagte der Doctor.

„Ich glaube, es iſt nur eins geweſen, dieſes aber habe ich auch nicht im Mindeſten verſtanden."

„Kannſt Du mich nicht darauf bringen?"

„Sie haben Etwas von einem Luftocean, der in einem Zuſtande wäre — in einem Zuſtande von —?"

„Wohl von Weißglühhitze?"

„Ja, Das war es."

„Das iſt ein Zuſtand, in welchem der Ocean weiße Gluth ausſtrömt."

„Ich habe mir immer gedacht, daß Alles auf der Sonne in Feuer ſtehen müßte," ſagte Daiſy, indem ſie den Doctor nachdenkend anblickte.

„Du ſiehſt nun, daß Du Dich geirrt haſt. Die Sonne hat, ſo zu ſagen, nur eine Umhüllung von feurigen Wolken."

„Aber es muß doch dort ſehr heiß ſein."

„Es iſt ſchon hier hübſch heiß," ſagte der Doctor, indem er die Achſeln zuckte, „hier, in einer Entfernung von fünf und neunzig Millionen engliſcher Meilen, und ich ſehe nicht ein, warum wir Deinen Schluß nicht gelten laſſen ſollten."

„Wie viel ſind denn fünf und neunzig Millionen?"

„Das weiß ich freilich nicht," ſagte Dr. Sandford ernſt. „Wenn ich bis zu einer Million bin, ſo habe ich ſchon genug."

„Ich weiß aber gar nicht zu rechnen," ſagte Daiſy beſcheiden. „Mama hat nicht gewollt, daß ich viel rechne. Ich weiß nicht, wie viel eine Million iſt."

„Rechnen hilft Einem bei'm Reiſen auch Nichts, Daiſy," ſagte der Doctor freundlich. „Es hat mich heute nicht getröſtet, wie ich die Meilen gezählt habe. Aber ich kann Dir Das ſagen: Wenn wir Beide uns auf einen Dampfwagen ſetzten, um direct nach der Sonne zu fahren, und in einer Stunde zwei und dreißig Meilen zurücklegten — Du weißt doch, daß Das ſehr ſchnell wäre?"

„Wie ſchnell fahren wir denn von hier nach New-York mit dem Dampfwagen?"

„Wir legen dreißig Meilen in einer Stunde zurück."

„Nun weiß ich's," ſagte Daiſy.

„Wenn wir alſo mit dieſer Schnelligkeit Tag und

Nacht direct nach der Sonne führen, ſo würde Das — nun, wie lange denkſt Du, daß Das dauern würde? Es würde mehr als dreihundert Jahre, beinahe dreihundert und fünfzig Jahre dauern, ehe wir zur Sonne gelangten."

„Ich kann mir eine ſo lange Reiſe nicht denken," ſagte Daiſy ernſt.

Hierüber lachte Dr. Sandford, und es war das erſte Mal, daß Daiſy ihn lachen hörte. Es war ein leiſes, gedämpftes Lachen, das Daiſy ſehr gefiel.

„Ich möchte wiſſen, wie viel eine Million iſt," bemerkte Daiſy.

„Es iſt zehn Mal hundert tauſend."

„Und wie viel Millionen Meilen ſagten Sie, wäre die Sonne entfernt?"

„Fünf und neunzig Millionen Meilen."

Daiſy lag rühig da und dachte darüber nach.

„Kannſt Du Dir nicht eine ſchnellere Reiſe denken? Dann brauchten wir uns nicht ſo lange aufzuhalten," ſagte Dr. Sandford. „Wenn wir ſo ſchnell reiſen wollten, wie eine Kanonenkugel fliegt, ſo würde es ungefähr ſieben Jahre — nicht ein Mal ganz ſo lange — dauern, ehe wir zur Sonne gelangten."

„Wie ſchnell fliegt denn eine Kanonenkugel?"

„Fünfzig Mal ſo ſchnell, wie ein Dampfwagen."

„Ich kann mir Das auch nicht vorſtellen, Dr. Sandford.“

„Nun, dann laß es ſein, Daiſy,“ ſagte der Doctor, indem er aufſtand und anfing, ſich zum Fortgehen zurecht zu machen.

„Wollen Sie fort?“ fragte Daiſy.

„Nicht eher, als bis Du mit mir fertig biſt.“

„Dr. Sandford, haben Sie mir denn Alles erzählt, was von der Sonne zu erzählen iſt?“

„Nein.“

„Würde es heute Abend zu lange dauern?“

„Wenn man bedenkt, daß die Sonne nicht zögern wird, damit man von ihr erzählen könne, Daiſy,“ ſagte der Doctor, indem er zum Fenſter hinausſah, „ſo glaube ich, daß es zu lange dauern würde.“

„Dann will ich nur noch Eins fragen, Dr. Sandford. Wie können Sie denn ſo genau ſagen, wie lange es dauern würde, um zu der Sonne zu gelangen? Woher wiſſen Sie denn Das?“

„Ganz genau, Daiſy,“ ſagte der Doctor, der die Kleine mit ernſten Blicken maß. „Ich weiß es kraft einer Wiſſenſchaft, Mathematik genannt, die uns befähigt, allerhand Unmögliches zu thun. Aber Du mußt Das, was ich Dir geſagt habe, auf Treue und Glauben hinnehmen, denn ich kann es Dir nicht ſo erklären, daß Du es verſtehen würdeſt.“

„Ich danke Ihnen, Sir," sagte Daisy.

Sie hätte gern gefragt, was für eine Wissenschaft die Mathematik wäre, aber Dr. Sandford hatte schon ziemlich viele Fragen beantwortet, und die Sonne stand tief, tief am Horizont hinter den Bäumen auf der anderen Seite der Straße. Daisy sagte daher weiter Nichts.

Da der Doctor bemerkte, daß sie schwieg, lächelte er und machte sich zum Fortgehen zurecht.

„Wollen wir morgen mit der Sonne zu Ende kommen, Daisy?" fragte er.

„Ach ja, wenn Sie so gut sein wollen."

„Gut. Lebe wohl."

Der Doctor ging fort. Daisy fühlte sich sehr erfrischt und hatte nun eine Menge Stoff zum Nachdenken. Sie war ganz aus ihrer Müdigkeit und Unzufriedenheit herausgerissen, und konnte es noch einen Tag ohne Bücher aushalten. Sie aß ihre Himbeeren jetzt in sehr heiterer Stimmung.

„Ich weiß noch zwei wunderbare Dinge, über die ich mit Dr. Sandford sprechen kann, Juanita," sagte Daisy.

„Glauben Sie denn, daß der Doctor Ihnen Alles erzählen kann, Miß Daisy?" fragte Juanita.

„Das weiß ich nicht. Er weiß aber sehr viel, Juanita."

„Er ſcheint mehr zu wiſſen, als Hiob," ſagte Miſtreß Benoit, die ihre geheimen Zweifel über die Zuverläſſigkeit aller Behauptungen Dr. Sandford's hatte.

Daiſy dachte ein Wenig nach, dann ſagte ſie:

„Juanita, Hiob lebte vor langer Zeit, nicht wahr?"

„Ja, Miß Daiſy."

„Wie viel wußte er denn von der Sonne? Erzählt Das die Bibel?"

„Sie erzählt Etwas von Dem, was er nicht wußte, Miß Daiſy."

„O Juanita, wollen Sie mir nicht nachher, wenn ich meinen Thee trinke und Sie auch den Ihrigen getrunken haben, aus der Bibel Etwas über Hiob und die Sonne vorleſen?"

Miſtreß Benoit kam Dies gerade erwünſcht, und welche andere Unterhaltungen ihre Wirkungen verfehlten, oder welche andere Geſellſchaften irgendwo im Lande ihren Zeitvertreib unbefriedigend fanden, ſo gab es doch wenigſtens ein Haus, wo die geſpannteſte Aufmerkſamkeit und das ungetrübteſte Vergnügen den ganzen Abend herrſchten. Es war dies das Haus, wo Daiſy und Miſtreß Benoit von ‚Hiob und der Sonne' laſen.

Daiſy's erſter Beſuch am nächſten Morgen war

der ihres Vaters. Er brachte frische Blumen und frisches Obst mit, und auch ‚Sandford und Merton,' aus welchem Buche er ihr vorlas. So verging der Morgen angenehm.

„Papa," sagte Daisy, als er im Begriff war fortzugehen, „denkst Du nicht auch, daß Dr. Sandford ein sehr interessanter Mann ist?"

„Ich glaube, Das ist die allgemein unter den Damen herrschende Meinung, Daisy, aber ich rathe Dir, nicht Dein Herz an ihn zu verlieren. Ich fürchte, daß man sich nicht auf ihn verlassen kann."

„O, Papa!" sagte Daisy ein Wenig betroffen, „ich meine ja nicht, daß er ein Mann ist, den man lieben könnte."

„Von wem sonst denkst Du denn Das, Daisy?" fragte Mr. Randolph, der bewunderungswürdig ernst blieb.

„Papa, glaubst Du nicht, daß man Capitain Drummond lieben könnte — und —"

„Und wen noch, Daisy?"

„Ich dachte, Mr. Dinwiddie, Papa."

Daisy wußte nicht ganz sicher, wie dieser Name aufgenommen werden würde, und sie erröthete vor Besorgniß.

„Du bist in Deinen ein Mal anerkannten Geschmacksrichtungen sehr unparteiisch, und Das freut

mich," ſagte Mr. Randolph. Dann, als er an dem Ausdrucke ihres ernſten, kleinen Geſichtes bemerkte, daß ſie ihn durchaus nicht verſtand, beugte er ſich zu ihr herab und küßte ſie.

„Du haſt aber Unglück mit Deinen Lieblingen. Beide ſind fort! Wie ſteht es denn mit Gary Mäcfarlane?"

„Papa, ich glaube, er iſt gutmüthig, aber er ſcheint mir auch ſehr leichtfertig zu ſein."

Mr. Randolph blickte ernſt in das kleine Geſicht vor ihm und ging gedankenvoll fort. Er war ſo grauſam, Dr. Sandford von dieſer Unterhaltung Das mitzutheilen, was dieſen Herrn betraf, und indem Mr. Randolph Das that, legte er unwiſſentlich den Grund zu einer größeren Aufmerkſamkeit für Daiſy von Seiten Dr. Sandford's, als dieſer wahrſcheinlich ihr außerdem je gewidmet haben würde. In Wahrheit war der von Daiſy angeregte Gedanke dem Doctor ſo neu, daß er dadurch ſowohl beluſtigt, als auch ein Wenig verletzt ward.

Mr. Randolph war kaum hinaus, als Hephzibah hereinkam. Dann folgte eine Unterrichtsſtunde, wie Daiſy noch keine gegeben hatte, denn Hephzibah richtete ihre Aufmerkſamkeit auf alles Andere, nur nicht auf den Unterrichtsgegenſtand. Dann hatte ſie auch etwas weniger Reſpect vor Daiſy, weil dieſe in einem

bequemem Gewand auf Miſtreß Benoit's Sopha lag, während ſie dieſelbe dagegen im Belvedere in Melbourne in einem eleganten Battiſtkleid und einer glänzenden Schärpe geſehen hatte.

„C, a, heißt ca, Hephzibah," ſagte Daiſy. „Alſo, was iſt das hier für ein Buchſtabe?"

„Ueber Ihrem Finger?"

„Ja."

„Das iſt ein C."

„C, a, und wie wird das ausgeſprochen?"

„Fiel denn der Stein gerade auf Ihren Fuß?"

„Ja, wenigſtens theilweiſe."

„Und der Fuß brach gleich ab?"

„Nein, o nein. Nur der Knöchel war gebrochen."

„Es ſchmerzte wohl, nicht wahr?"

„Nein. Alſo, wie heißen dieſe beiden Buchſtaben zuſammen, Hephzibah?"

„C, a, ca. Das bedeutet gar Nichts."

„Nun die nächſten. D, a —"

„Was iſt denn D, a?"

„D, a, da."

„Was iſt denn Das?"

„Nichts, es heißt nur ſo."

„Wie bald werden Sie denn wieder aufſtehen können?"

„Das weiß ich nicht. In ein paar Wochen."

„Ehe die Nüſſe reif ſind?“

„O ja, ich hoffe, daß ich dann aufſtehen darf.“

„Nun, dann will ich Ihnen zeigen, wo es die größten Wallnüſſe giebt! Sie ſtehen gerade hinter Mr. Lamb's Scheune, man muß nur über drei Felder gehen, es ſind drei Wallnußbäume, und Mutter ſagt, der größte Baum trüge die größten Nüſſe, die ſie je geſehen. Wollen Sie nicht hingehen und einige holen?“

„Aber, Hephzibah, das ſind doch Mr. Lamb's Nüſſe, nicht wahr?“

„Das iſt mir gleich.“

„Aber, Hephzibah,“ ſagte Daiſy ſehr ernſt, „weißt Du denn nicht, daß es unrecht iſt, ſich an Dem zu vergreifen, was Anderen gehört?“

„Ich glaube nicht, daß Mr. Lamb ein Recht auf die Nüſſe hat.“

„Ich dachte, Du hätteſt geſagt, daß ſie auf ſeinem Felde ſtänden?“

„Ja, da ſtehen ſie allerdings.“

„Dann ſind es auch ſeine Nüſſe. Es würde Dir doch auch nicht gefallen, wenn Jemand ſie nähme, ſobald ſie Dir gehörten.“

„Das macht keinen Unterſchied,“ ſagte Hephzibah dreiſt, ſchlug aber dabei die Augen nieder. „Er wird es ſchon auf andere Weiſe von uns wieder bekommen.“

„Er wird es wieder von Euch bekommen?“ ſagte Daiſy.

„Ja.“

„Was meinſt Du denn?“

„Er bekommt es von Allen wieder,“ ſagte Hephzibah. „Das macht keinen Unterſchied.“

„Aber, Hephzibah, wenn Dir nun die Bäume gehörten, möchteſt Du denn dann, daß Mr. Lamb käme und die Nüſſe wegnähme?“

„O nein. Ich würde Jemanden auftreiben, der ihn erſchöſſe.“

Daiſy wußte kaum, wie ſie fortfahren ſollte, denn Hephzibah's ungeregelte Anſichten kamen ſo ſchnell. Sie blickte ihre kleine, rohe Schülerin mit förmlichem Entſetzen an, aber Hephzibah ſchien ſich nicht bewußt zu ſein, etwas Auffallendes geſagt zn haben. Sie ſah ſehr trotzig und ſehr ſicher in ihrem Urtheil aus.

Daiſy betrachtete ihr verwildertes, borſtiges Haar mit dem ſonderbaren Gefühl, daß es nicht ſchwerer ſein würde, dieſes Haar glatt zu kämmen, als die ungeregelten Gedanken in Hephzibah's Seele zu glätten. Daiſy mußte ſanft anfangen, aber ihre Augen wurden ſehr nachdenklich und innig.

„Würdeſt Du Mr. Lamb erſchießen, wenn er Deine Nüſſe nähme?“

„Das verſteht ſich.“

„Was denkſt Du denn nun, was er empfinden würde, wenn Du ihm ſeine Nüſſe nähmeſt?"

„Das iſt mir einerlei."

„Aber, Hephzibah, höre ein Mal. Weißt Du, was die Bibel ſagt? Sie ſagt uns, daß wir den Leuten thun ſollen, was wir wünſchen, daß ſie uns auch thun."

„Dann hätte er nicht ſolche hohe Preiſe auf ſein Fleiſch ſetzen ſollen," ſagte Hephzibah.

„Aber iſt es deßwegen recht, Hephzibah," ſagte Daiſy, „ſeine Nüſſe zu nehmen?"

„Darum kümmere ich mich nicht," ſagte Hephzibah. „Das macht keinen Unterſchied. Ich will Nüſſe holen. Ich glaube übrigens, es iſt nun Zeit für mich, nach Hauſe zu gehen."

„Aber, Hephzibah, Deine Stunde iſt noch nicht zu Ende; ich will, daß Du heute dieſe ganze Reihe lernſt. Das nächſte iſt f, a, fa."

„Das bedeutet Nichts," ſagte Hephzibah.

„Aber Du mußt es lernen, ehe Du zu Dem kommen kannſt, was Etwas bedeutet."

„Ich glaube nicht, daß ich dazu komme," ſagte Hephzibah.

„Willſt Du denn nicht leſen lernen?"

„Ja, aber Das iſt doch nicht leſen."

„Aber Du kannſt ohne Das nicht leſen lernen,“ ſagte Daiſy.

Auf dieſe Weiſe gedrängt, verſtand Hephzibah ſich endlich dazu, die Reihe der aus zwei Buchſtaben beſtehenden Silben hinunter zu leſen.

„Kommen Sie nicht mit, um Nüſſe zu holen?“ ſagte ſie, ſobald ſie die Seite herunter geleſen. „Ich will Ihnen dann auch ein Kaninchenneſt zeigen. Ach das iſt hübſch.“

„Ich hoffe, daß Du die Nüſſe nicht ohne Mr. Lamb's Erlaubniß nehmen wirſt, Hephzibah.“

„Ich werde ihn nicht um Erlaubniß fragen,“ ſagte Hephzibah. „Er würde ſie mir auch gar nicht geben. Ich mach' es mir zum Spaß, ſag' ich Ihnen.“

„Es iſt aber unrecht,“ ſagte Daiſy. „Ich glaube nicht, daß es ſpaßhaft iſt, etwas Unrechtes zu thun.“

„Es macht aber doch Spaß, ſag' ich Ihnen, es iſt eine wahre Luſt,“ ſagte Hephzibah. „Die Nüſſe fallen herunter wie Regen, und wir bekommen ganze Körbe voll. Und dann, wenn man ſie aufknackt, ſind ſie ſo ſüß! Das kann ich Ihnen ſagen.“

„Hephzibah, weißt Du denn, was in der Bibel ſteht?“

„Ich will heute nicht mehr lernen,“ ſagte das Kind. „Ich will gehen. Leben Sie wohl, Miß Daiſy.“

Sie hörte auf keine Belehrung irgend welcher Art, sondern nahm ihren Kattunhut, sprang davon und rief, als sie einige Schritte vom Hause entfernt war: „Leben Sie wohl, Miß Daisy.“

Daisy lag still da und sah sehr gedankenvoll aus.

„Das Kind hat Sie ermüdet, liebe Miß Daisy!“ sagte Juanita.

„Was soll ich denn thun, Juanita? Sie versteht mich nicht.“

„Sie wissen, wer den Blinden die Augen öffnete, liebe Miß Daisy,“ sagte Juanita.

Daisy seufzte. Allerdings schien der Unterricht an ihrer rohen, kleinen Schülerin wenig zu haften. Diese Gedanken wurden aber plötzlich durch Mistreß Randolph's Eintritt verscheucht.

Dieses Mal kam die Dame allein. Sie sah ganz aus, wie sie war, hübsch, stattlich und elegant, sowohl im Anzug, wie im Wesen. Ihr weißes Morgenkleid floß in weichen Spitzen von ihren weißen Armen, sie hatte einen Shawl von wunderschönem Gewebe umgehangen, von ihrem Kopfe hing an jeder Seite ein äußerst feines Gewebe in merkwürdiger Form herab und zwar so durchsichtig, daß es kaum eine Kopfbedeckung zu nennen war. Sie kam hin zu Daisy, küßte sie, und prüfte Alles, um zu sehen, daß in jeder Hinsicht gut und passend für sie gesorgt sei.

Die Gegenwart ihrer Mutter machte Daisy sehr schüchtern. Mistreß Randolph's Kuß war stets zärtlich, und ihre Fürsorge war mütterlich, aber bei alledem lag in jeder Handbewegung und in dem Tone ihre Stimme Nichts, was nicht absoluten Besitz und vollkommene Gewalt vorausgesetzt und ausgedrückt hätte. Daisy wurde von ihr wie ein kleines Eigenthum betrachtet, an das sie allein ein Recht hätte, mit dem sie schalten und walten könnte, gerade wie es ihr beliebte, ohne sich im Mindesten darum zu kümmern, wie oder ob es Daisy gefiele.

Daisy war nun weit entfernt davon, alles Dies in Worte, oder auch nur in bestimmte Gedanken zu kleiden, aber nichtsdestoweniger wußte und empfand sie Alles, und mochte ihrer Mutter Hand ihren Fuß oder ihre Schulter berühren, so hatte Daisy stets das innere Bewußtsein, daß Dies eine sehr mächtige und rücksichtslose Hand sei.

Nun ist es wahr, daß alles Dies in gewisser Beziehung nichts Neues war, denn Daisy hatte stets die Autorität ihrer Mutter so gekannt, wie jetzt; aber es war kürzlich eine Frage darüber entstanden, welchen Einfluß diese Autorität wohl auf ihr eigenes kleines Leben und ihre Interessen haben würde.

Bei der Erinnerung an den Kampf, der stattgefunden, und der Voraussicht, daß weitere Kämpfe

in Zukunft nicht unmöglich wären, äußerte das Bewußtsein der Macht ihrer Mutter eine neue Wirkung auf sie.

Mistreß Randolph setzte sich und nahm ihre Klöppelei zur Hand, sie hatte aber nicht lange gearbeitet, als sie fragte:

„Was war denn das für ein Kind, dem ich begegnete, als es hier vom Hause weglief?"

Daisy ward es durch diese Frage etwas unbehaglich zu Muthe.

„Es war ein kleines Mädchen, das in das Dorf gehört, Mama," sagte Daisy.

„Wie kommt es denn, daß sie Dich kennt?"

„Das geschah theilweise zuerst durch Zufall."

„Durch welchen Zufall?"

„Mama, ich will es Dir ein anderes Mal sagen, wenn Du willst," sagte Daisy, denn sie wußte, daß Juanita nicht weit davon stand. Aber Mistreß Randolph sagte nur:

„Sag' es mir jetzt."

„Mama, es geschah theilweise durch Zufall," wiederholte Daisy. „Ich erfuhr zufällig, daß diese Leute sehr arm waren, und ich trug ihnen Etwas zu essen hin."

„Wen meinst Du mit ‚diesen Leuten?'"

„Das kleine Mädchen und ihre Mutter, Miſtreß Harbonner.“

„Wann haſt Du denn Das gethan?“

„Um die Zeit meines Geburtstages herum.“

„Du haſt alſo dieſe Bekanntſchaft ſeit jener Zeit aufrecht erhalten?“

„Ich habe der Frau ein Mal Arbeit hingetragen, Mama. Ich hatte Papa's Erlaubniß, Dies thun zu dürfen.“

„Haſt Du auch mich um Erlaubniß gebeten?“

„Nein, Mama. Papa hatte mir verboten, in irgend ein Haus ohne Erlaubniß zu gehen, und ich fragte ihn daher, ob ich mit der Frau wegen der Arbeit ſprechen dürfte.“

„Was hatte denn das Kind aber heute hier zu thun?“

„Mama, es iſt ein armes Kind, welches nicht zur Schule gehen kann, und ich habe verſucht, ihm Etwas zu lehren.“

„Was haſt Du dem Mädchen zu lehren verſucht?“

„Leſen, Mama, und recht zu handeln.“

„Haſt Du Das ſchon früher gethan?“

„Ja, Mama, einige Male.“

„Iſt es denn möglich, daß Du Geſchmack an gemeinen Leuten findeſt, Daiſy?“

Mistreß Randolph hatte bisher ruhig gefragt und dabei weiter geklöppelt; bei dieser Frage aber erhob sie den Blick und richtete ihn ruhig, kalt und forschend auf Daisy's Gesicht. Daisy sah etwas beunruhigt aus.

„Nein, Mama, ich glaube Das nicht."

„Ist das Mädchen nicht sehr roh und ungezogen?"

„Ja, Mama, aber —"

„Ist sie denn auch nur reinlich?"

„Nicht sehr, Mama."

„Du hast Dich sehr verändert, Daisy," sagte Mistreß Randolph mit einem leichten, aber scharfen Ausdruck der Verachtung.

Daisy fühlte Das, aber ihre Standhaftigkeit ward dadurch doch nicht überwältigt, und sie sagte:

„Mama, ich wollte ihr nur Etwas lehren. Sie weiß fast gar Nichts."

„Und denkt denn Daisy Randolph, daß dieses Mädchen eine passende Gefährtin für sie sei?"

„Sie soll nicht meine Gefährtin sein, Mama."

„Was hast Du denn dann mit einem Kinde zu thun, welches keine passende Gefährtin für Dich ist?"

„Ich versuche nur, Mama, ihr von einigem Nutzen zu sein."

„Ich werde jetzt Dir von einigem Nutzen sein. Da ich Dir nicht trauen kann, Daisy, da Dein eigenes

Zartgefühl und Dein Schicklichkeitssinn Dich in solchen Sachen nicht leiten, so sollen Dich in Zukunft meine Befehle leiten. Du darfst Dir mit Niemanden, mag er nun älter oder jünger sein als Du, Etwas zu schaffen machen, wenn Du nicht erst weißt, was ich darüber denke. Verstehst Du mich?"

„Ja, Mama."

„Du darfst nie wieder Kindern, die keine passenden Gefährtinnen für Dich sind, Unterricht geben, Du darfst ganz besonders nie wieder mit diesem Mädchen verkehren, Daisy, verstehe mich recht, ich verbiete Dir, wieder mit ihr zu sprechen."

„O, Mama —"

„Kein Wort weiter!" sagte Mistreß Randolph.

„Aber, bitte Mama! Nur Eins. Darf ich ihr denn nicht auch nur sagen, daß ich ihr keine Stunden weiter geben kann? Sie wird mich für so sonderbar halten!"

Mistreß Randolph schwieg.

„Darf ich nicht, Mama! Nur dieses Eine will ich ihr sagen."

„Nein."

„Sie wird gar nicht wissen, was sie von mir denken soll," sagte Daisy, deren Lippe zitterte und deren Auge roth wurde. Sie konnte nur durch die größte Selbstbeherrschung ihre Thränen zurückdrängen.

„Das ist Deine Strafe," erwiderte Mistreß Randolph befriedigt und ruhig.

Daisy fühlte sich wie zu Boden gedrückt und konnte kaum noch denken.

„Ich will Dich unter meine Hände nehmen und zur Ordnung bringen," sagte Mistreß Randolph lächelnd, indem sie sich über Daisy beugte, um sie zu küssen, und dabei blickte sie auf ihre Augen und Lippen in einer Weise, daß Daisy wünschte, sie möchte es nicht thun. Das sanfte, kleine Gesicht hatte den Ausdruck ruhiger Ergebung, und Mistreß Randolph küßte wieder den zitternden Mund.

„Ich glaube nicht, daß wir mit einander in Streit gerathen werden," bemerkte sie. „Aber wenn es geschieht, Daisy, so werde ich wissen, wie ich mich zu verhalten habe."

Mistreß Randolph nahm nachlässig ihre Klöppelei wieder zur Hand, und Daisy lag still in ruhiger Selbstbeherrschung da, denn weiter konnte sie Nichts thun. Sie konnte es kaum ertragen, ihre Mutter bei ihrer Arbeit zu beobachten, denn der Gedanke an ‚Streit' unter ihnen war so unvermeidlich und schrecklich.

Daisy vermochte kaum zum Fenster hinauszusehen. Der Sonnenschein und die ganze heitere Natur schienen sie an ihren Kummer zu erinnern und er-

ſchienen jetzt nicht ſchön, wie es doch früh am Morgen der Fall geweſen war.

Daiſy lag nur ruhig und verhielt ſich ſtill, während Miſtreß Randolph weiter arbeitete und ſich mit ihrer Arbeit ungewöhnlich lange unterhielt. Endlich aber wurde ſie dieſer Beſchäftigung müde, nahm ihren Shawl wieder um und ſtand auf, um fortzugehen.

„Ich glaube, wir werden Dich bald wieder zu Hauſe haben können, Daiſy," ſagte ſie, als ſie ſich niederbeugte, um ihre kleine Tochter zu küſſen. „Frage doch Dr. Sandford, wenn er kommt, wie bald wir Dich fortſchaffen können. Frage ihn heute Abend, nicht wahr?

Daiſy ſagte: „Ja, Mama," und Miſtreß Randolph ging.

Fünftes Kapitel.

Dieser Tag war sowohl für Daisy, als für Juanita schwer, und in dem kleinen Haus war es sehr still.

Daisy lag ruhig da. Sie sprach nicht und drehte gewöhnlich das Gesicht nach dem Fenster, so daß ihre Freundin es nicht sehen konnte.

Mehrere Male erbot sich Diese, ihr vorzulesen oder vorzusingen, Daisy gab aber stets die Antwort: „Nein, Juanita," eine Antwort, die eben so entschieden, als sanft war.

Bei dem letzten Male hatte Daisy allerdings nachgegeben und den Vorschlag angenommen, aber Mistreß Benoit wußte nicht ganz sicher, ob Daisy ihr auch Aufmerksamkeit und Beifall schenkte.

Juanita hatte Daisy's Mittageſſen mit beſonderer Sorgfalt zubereitet, allein Daisy labte ſich nicht daran, Das wußte Miſtreß Benoit. Sie ſeufzte und ſang leiſe vor ſich hin, Daisy aber beachtete es nicht, ſondern lag ganz ſtill da, indem ſie ihr Geſicht dem Fenſter zukehrte.

Dann, ſpät am Nachmittag, kam Dr. Sandford, und obgleich er kein Liebling Juanita's war, ſo freute ſie ſich doch, daß er jetzt kam. Sie entfernte ſich einige Schritte und gab Achtung, was er wohl ſagen würde.

Des Doctors erſte Sorge war, wie gewöhnlich, Daisy's Fuß, mit dem es ſehr gut ſtand. Nachdem Dr. Sandford Das geſehen, blickte er Daisy in das Geſicht, das ihm nicht befriedigend auszuſehen ſchien, wie Miſtreß Benoit bemerkte, denn ſeine nächſte Bewegung war, an das Kopfende des Bettes zu gehen und Daisy's Puls zu fühlen, während ſeine Augen ſie aufmerkſam betrachteten. Dann fragte er Daisy:

„Wie geht es Dir denn heute?“

„Es geht mir beſſer,“ ſagte Daisy.

„So. Deine Stimme klingt aber heute ſchwach.“

„Ich glaube allerdings nicht, daß ich ſehr kräftig bin.“

„Wie viele wunderbare Dinge haſt Du denn heute gefunden?“

„Ich habe nicht daran gedacht — ich weiß keine.“

Dr. Sandford beugte ſich ein Wenig über Daiſy's Lager, indem er ſie noch bei der Hand hielt und ſie forſchend betrachtete.

„Was fehlt Dir denn, Daiſy?“ fragte er.

Daiſy wurde unruhig. Des Doctors ſchöne, blaue Augen waren ihr zu nahe, und ſein Blick war zu feſt, als daß Daiſy demſelben hätte ausweichen können.

Sie wendete ihre Augen unruhig weg und richtete ſie dann wieder auf ihn. Sie konnte nicht anders. Er wartete, daß ſie ſprechen ſollte.

„Dr. Sandford,“ ſagte ſie beſcheiden, „wollen Sie nicht ſo gut ſein und mich entſchuldigen?“

„Warum denn, Daiſy?“

„Wenn ich Ihnen nicht ſage, was Sie wiſſen wollen.“

„Bitte, warum willſt Du es mir nicht ſagen?“

„Weil es Etwas iſt, was nur mich allein betrifft.“

Wenn der Doctor einige Augenblicke vollständig schwieg, so geschah Dies, weil er gern gelächelt hätte und es doch nicht thun wollte. Daisy sah, daß er äußerst ernst war.

Endlich sagte er:

„Das, was Du mir erzählen sollst, muß vor Allen geheim bleiben, ausgenommen vor Deinem Arzte, Daisy. Weißt Du nicht, daß er eine Ausnahme von der allgemeinen Regel ist?"

„So?" sagte Daisy.

„Gewiß. Ich erfahre immer die Geheimnisse der Leute."

„Aber ich will nicht, daß Sie die meinen erfahren sollen."

„Das macht Nichts aus. Du stehst unter meiner Obhut," sagte der Doctor.

Nach einem Augenblick fügte er mit leiserer Stimme hinzu:

„Warum hast Du denn heute geweint?"

Daisy's Gesicht sah äußerst ernst und über ihre Jahre weise und alt aus, obgleich der Ausdruck ihres Mundes sanft war. Sie sah den Doctor an und antwortete so gesetzt, als ob sie fünfzig Jahre alt wäre:

„Ich kann es Ihnen nicht gut ſagen, Dr. Sandford.“

„Du haſt alſo heute wirklich geweint?“

„Ja, Sir,“ ſagte Daiſy leiſe.

„Und zwar ſehr. Du haſt Dein Geſicht nach dem Fenſter gekehrt und den ganzen Nachmittag ruhig geweint — nicht wahr?“

„Ja, Sir,“ ſagte Daiſy, indem ſie ihn verwundert anſah.

„Ich bin jetzt Dein Arzt und muß wiſſen, was Dir fehlt.“

„Es iſt Etwas, was ich Ihnen nicht erzählen kann, Dr. Sandford.“

„Daiſy, Du irrſt Dich. Was Dich auch betreffen mag, ſo betrifft es mich mit, wenn es auch ſonſt Niemand berührt. Warſt Du müde, hier Tag für Tag zu liegen?“

„O nein, Sir! Das thut gar Nichts. Ich meine — es thut gar Nichts.“

„So?“ ſagte der Doctor. „Haſt Du denn etwa ein Lieblingskätzchen, oder ein geliebtes Schooßhündchen verloren?“

„Ich habe weder ein Kätzchen, noch einen Hund,“ ſagte Daiſy.

„Hat Dich vielleicht Dein junger Cavalier, Preſton Gary, vernachläſſigt?“

„Das würde er nicht thun,“ ſagte Daiſy; „aber er geht ſehr gern auf die Jagd.“

„Ach ſo!“ ſagte Dr. Sandford. „Das thun die meiſten Knaben gern. Dann haſt Du Dich wohl einſam gefühlt, Daiſy?“

„O nein, Sir.“

„Ich glaube, ich würde es an Deiner Stelle. Was fehlt Dir denn dann? Ich frage als Dein Freund und Arzt danach, und Du mußt es mir ſagen, Daiſy. Wer hat Dich denn heute beſucht?“

„Papa — er hat mir vorgeleſen. Dann ein kleines Mädchen — und Mama.“

„Hat das kleine Mädchen Dich betrübt?“

„Nicht ſehr,“ ſagte Daiſy zögernd.

„Auf welche Weiſe denn?“

„Sie wollte nur nicht ſo ſchnell leſen lernen, wie ich es gern wollte.“

„Du warſt die Lehrerin?“

„Ja, Sir — ich habe verſucht — ich wollte es ihr lehren.“

„Und hat ihre Verſtocktheit und Dummheit all' dieſen Aerger und Kummer verurſacht?“

„O nein, Sir," ſagte Daiſy, aber ihre Augen füllten ſich mit Thränen.

„Dann hat wohl Miſtreß Randolph Anlaß zu Deinem Kummer gegeben?"

Jetzt erröthete Daiſy. Ihre Lippe zitterte, ſie wendete den kleinen Kopf auf eine Seite und legte die Hand über die Augen, um dem feſten Blick des Doctors nicht begegnen zu müſſen. Dieſer aber ſchritt von ihrem Bett auf Juanita zu.

„Miſtreß Benoit," ſagte er, „hat Ihre kleine Patientin ſchon ihren Thee bekommen?"

„Nein, Sir. Sie wiſſen, daß es noch ſehr zeitig iſt."

„Nun, es iſt nicht ſo ſehr zeitig. Denken Sie, daß ſie zu Mittag genug gegeſſen habe, um es bis morgen aushalten zu können?"

„Nein, Sir. Ihr Mittagsbrot war nicht viel beſſer, als Nichts."

„Dann bereiten Sie eine Taſſe Thee, Miſtreß Benoit, ſo gut wie Sie es nur können — und ich kann wohl auch eine bekommen? Haben Sie vielleicht noch mehr ſolche große Himbeeren für Daiſy? Bringen Sie die auch, und einige geröſtete Brotſchnitten."

Während Juanita das Alles beſorgte, was doch

etwas lange dauerte, ſchritt der Doctor langſam in dem kleinen Zimmer auf und ab. Er hatte die Hände auf den Rücken gelegt und machte ein ſehr gedankenvolles Geſicht. Daiſy dachte ſich, daß er ihre Sache überlegte, aber ſie irrte ſich ſehr, denn Dr. Sandford hatte ſie für den Augenblick vollſtändig vergeſſen und dachte über ein ſchwieriges Berufsgeſchäft nach.

Als Juanita mit dem Theebret erſchien, erwachte er aus ſeinem Hinbrüten, und obgleich ſein Geſicht immer noch zerſtreut war, legte er doch Daiſy's Kiſſen zurecht, ſo daß ſie ſich aufrichten und bequemer ſetzen konnte. Seine Hände waren ſtark, geſchickt und auch dienſtfertig. Er fand Vergnügen daran, es Daiſy bequem zu machen, aber dieſe war etwas verwundert, als ſie ſah, daß er das Amt eines Dieners auch weiter übernahm. Er bereitete ihr eine Taſſe Thee, ließ ſie denſelben aus ſeinen Händen koſten und gab ihr ſelbſt den Teller Himbeeren in die Hände.

„Iſt der Thee gut?“ fragte er.

„Sehr gut!“ ſagte Daiſy, indem ſie ihn ſo ſanft und ehrfurchtsvoll anblickte, daß er lächelte. Er ſagte indeſſen jetzt weiter Nichts, ſondern trug nur Sorge, daß ſie aß. Er ſah inzwiſchen zu, wie die Farbe auf Daiſy's Wangen ſich ein Wenig änderte, und die ſchlaffen, müden Züge ihres Geſichts eine natürlichere Form annahmen. Sein eigenes Verfahren wirkte

mehr auf Daiſy, als Eſſen und Trinken, denn es ſchien ihr ſo ſonderbar, ſich von Dr. Sandford bedient zu ſehen, daß ſie zerſtreut und ein Wenig aufgeheitert wurde, ſie mochte wollen oder nicht.

Inmitten ihrer Betrachtungen fragte ſie:

„Wollen Sie nicht auch ein Wenig Thee trinken, Dr. Sandford? Wollen Sie nicht jetzt trinken, ſo lange er noch heiß iſt?“

„Ich trinke meinen Thee kalt, Daiſy; ich danke Dir. Ich werde ſogleich trinken.“

So goß er ſich denn eine Taſſe Thee ein und ließ ihn kalt werden, während er zugleich für Daiſy ſorgte, und als dieſe Nichts mehr wollte, nahm er ſeine Taſſe vom Bret und ſchickte Miſtreß Benoit mit den übrigen Dingen fort.

„Nun, Daiſy,“ ſagte er, indem er die Polſterkiſſen wegnahm und die Patientin wieder flach legte, „jetzt bin ich Dein vertrauter Freund und Arzt, und ich will wiſſen, welchen Befehl Dir Deine Mama gegeben, daß Du ſo betrübt biſt. Es iſt meine Sache, Das zu wiſſen, und Du mußt es mir ſagen.“

Dr. Sandford's Art und Weiſe war ſo kaltblütig und ſo beſtimmt, daß Daiſy zu ſchwanken begann. Er hielt ihre Hand und wartete auf ihre Antwort.

„Mama —“

Daiſy hielt lange inne, und der Doctor wartete.

„Es war wegen des kleinen Mädchens.“

„Sehr gut. Weiter, Daiſy.“

Dr. Sandford begann, indem er Dies ſagte, ſeinen Thee zu ſchlürfen. Die arme Daiſy! Nie in ihrem Leben war ſie verblüffter geweſen.

„Was war mit dem kleinen Mädchen?“ fragte Dr. Sandford.

„Mama — will nicht, daß ich ſie unterrichte.“

„Iſt denn Das ſo ein Lieblingsvergnügen?“

„Nein, Sir,“ ſagte Daiſy zögernd.

„War Das der ganze Kummer?“

„Nein, Sir.“

Der Doctor trank ſeinen Thee und ſah Daiſy an. Er ſagte weiter Nichts, aber er wartete mit ſo feſtem Blick auf Das, was Daiſy ſagen würde, daß dieſe unruhig wurde, gleich einem verzauberten Weſen, welches thun muß, was es nicht thun will. Sie konnte nicht umhin, Dr. Sandford in's Geſicht zu blicken und Dem zu gehorchen, was ſie darin las.

„Dr. Sandford,“ fing ſie in ihrer alten Weiſe an, „Sie fragen mich ja über Etwas, was zwiſchen meiner Mutter und mir geheim iſt.“

„Nichts darf vor Deinem Arzte geheim bleiben, Daiſy. Ich bin nicht Dr. Sandford, ich bin Dein Arzt.“

„Sie ſind aber doch für Mama Dr. Sandford.“

„Die Sache geht uns Beide nur allein an.“

Daiſy zögerte noch länger, aber die Zaubermacht wirkte unwiderſtehlich auf ſie.

„Es that mir leid, daß ich das kleine Mädchen nicht länger unterrichten ſollte,“ ſagte Daiſy endlich, „ganz beſonders aber that es mir leid, weil — weil —“

„Weil Miſtreß Randolph dieſes Syſtem Deines Wohlwollens mißfiel?“

„Nein — Das nicht. Allerdings betrübte ich mich deßwegen auch, was mich aber am Meiſten betrübte, war — daß Mama mich nicht wieder mit dem kleinen Mädchen ſprechen laſſen wollte, um ihr nur zu ſagen, warum ich ſie nicht mehr unterrichten dürfte. Ich ſoll aber gar nicht wieder mit ihr reden.“

Dr. Sandford ſah, daß Daiſy wirklich ihren Kummer mitgetheilt hatte, denn eine große Wolke des Schmerzes lagerte ſich auf ihrer Stirn, und eine gewiſſe Röthe um die Augen verrieth ihren Schmerz, wenn Daiſy auch die Thränen kein weiteres Zeugniß ablegen ließ.

Dr. Sandford fuhr in kühlem Geſchäftston fort, indem er fragte:

„Welche Abſicht glaubſt Du wohl, daß Deine Mutter bei dieſem letzten Befehl gehabt hat?“

„Ich weiß es nicht; ich glaube, ſie wollte mich dadurch beſtrafen,“ ſagte Daiſy.

„Dich beſtrafen? Wofür denn?“

„Mama wollte nicht gern, daß ich das kleine Mädchen unterrichtete — und ich hatte es gethan — ich meine, ich hatte angefangen — ohne ſie zu fragen.“

„War es denn ein ſo großes Vergnügen?“ fragte der Doctor.

„Es würde allerdings ein großes Vergnügen für mich geweſen ſein, wenn ich das kleine Mädchen hätte leſen lehren können,“ ſagte Daiſy, deren Geſicht ſich bei dieſem Gedanken aufhellte.

„Ich glaube es. Nun, Daiſy, wir Beide wollen jetzt die Sache in Ordnung bringen. Ich halte es nicht heilſam für Dich, wenn Du Dich dieſem Vergnügen hingiebſt, ſo lange Du noch hier liegſt, und ich werde daher Miſtreß Randolph's Befehl bekräftigen. Wohl aber will ich hingehen — —. Wo wohnt das kleine Mädchen, und wer iſt ſie denn?“

„Sie heißt Hephzibah Harbonner und wohnt in dem Dorfe, an der Straße, wo die Epiſkopalkirche ſteht — wiſſen Sie — ein Stückchen weiter hin. Ich glaube, es iſt eine Viertelmeile.“

„Südlich von hier, nicht wahr? Nun, ich will hingehen und dem kleinen Mädchen ſagen, daß ich Dir jetzt ſolche freundliche Dienſtleiſtungen nicht erlauben kann, und daß ſie Dich nicht eher beſuchen darf, als bis ich ihr Erlaubniß dazu gebe."

„Ich danke Ihnen, Dr. Sandford."

Er ſah, daß Daiſy Dies ſehr innig ſagte und daß ihre Stirn ſich aufklärte.

„Und anſtatt dieſer Unterhaltung mußt Du morgen wunderbare Dinge zu finden ſuchen; nicht wahr, Das willſt Du thun?"

„O ja, Dr. Sandford! Wir ſind doch aber noch nicht mit der Sonne fertig?"

„Nein. Alſo morgen, Daiſy."

„Ich danke Ihnen, Sir. Ach, Dr. Sandford, ich ſollte Sie Etwas fragen, ehe Sie fortgehen; Mama ſagte es."

„Frage nur."

„Wie bald kann ich nach Hauſe geſchafft werden?"

„Haſt Du damit ſo eilig?"

„Nein, Sir, aber ich glaube, Mama wünſcht es."

„Du kannſt es wohl aber noch etwas länger aushalten und wunderbare Dinge von Deinem Fenſter aus ſtudiren?"

„O ja, Sir! Ich glaube, ich kann es hier beſſer,

als zu Hause, weil mein Bett so dicht am Fenster steht; ich kann gerade hinaussehen."

„Ich werde Dich noch nicht fortschaffen lassen, Daisy. Gute Nacht. Ich will sehen — wie hieß das kleine Mädchen doch?"

„Harbonner — Hephzibah Harbonner."

„Gute Nacht."

Daisy beobachtete den Doctor mit großer Bewunderung, als er den Pfad hinunterging, sein Pferd bestieg und fortritt. Sie dachte, wie hübsch, gescheidt und ritterlich er wäre, und wenn Daisy auch in ihren Gedanken nicht dieses Wort brauchte, so hatten doch nichtsdestoweniger seine geschickte Pflege und die Verfechtung ihrer Sache einen wesentlichen, großen Eindruck auf Daisy hervorgebracht, so daß sie sich sehr getröstet fühlte.

Juanita, die ihr Gesicht beobachtete, bemerkte diesen Ausdruck, und ein Mal schwebte sogar ein leichtes Lächeln auf Daisy's Lippen. Es verschwand jedoch und machte einem tiefen Ernste Platz, während mehrere langgezogene Seufzer Zeugniß von trüben Gedanken ablegten.

„Was für einen Kummer haben Sie denn, liebe Miß Daisy?" fragte die alte Frau.

Daisy wendete den Kopf schnell vom Fenster hin-

weg, und ein liebliches Lächeln verbreitete sich auf ihrem Gesicht, indem sie sagte:

„Ich habe nachgedacht, Juanita.“

„Kommt wieder eine Wolke über Sie, liebe Daisy?“

„Ja, Juanita, ich glaube. O Juanita, ich möchte es Ihnen sagen! Was soll ich thun, wenn Alle von mir wollen, daß ich Das thun soll, was — was ich nicht für recht halte? Was soll ich thun, Juanita? Ich weiß nicht, was ich thun soll!“

„Wie wäre es, Miß Daisy, wenn Sie Ihrem Papa die Bibel zeigten? — Sie wissen doch, was Ihr Papa versprochen hat.“

„Ja, Juanita! Ich danke Ihnen, ich hatte Das vergessen.“

Nach fünf Minuten war Daisy fest eingeschlafen. Juanita stand da und beobachtete sie. Es lagen jetzt keine Wolken auf dem kleinen Gesicht, aber die Spuren von dem Werke dieses Tages konnte man sehen. Daisy hatte bleiche Wangen, matte Züge und Thränenspuren auf dem Gesicht. Juanita stand da, beobachtete Daisy, wischte einige Thränen von ihren Augen und kniete dann am Kopfende des Bettes nieder. Sie fing an zu beten — für das kleine Kind, das vor ihr dalag, und zwar betete sie so herzlich, daß Daisy vor dem Uebel bewahrt werden, den geraden Weg gehen und

nie durch Anfechtungen demſelben untreu gemacht werden möge.

In ihrer Innigkeit betete Juanita immer lauter, ſo daß ihr Gebet nicht länger ein Flüſtern war; aber Daiſy ſchlief fort.

Bayerische Staatsbibliothek München

Ende des dritten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.

Digitized by Google

Druck von C. Roeßler in Grimma.

Druck von C. Roeßler in Grimma.

Digitized by Google

Druck von C. Roeßler in Grimma.